[Z E]I T S C H R I F T F Ü[R]

GEO[P]OLITIK

PROBEHEFT

EINES ÄLTEREN JAHRGANGES

[S]eit dem III. Jahrgang ist der Umfang des Heftes durch [A]usbau der Berichterstattungen auf ca. 80 Seiten erhöht

EINZELHEFT 2,–
VIERTELJAHR 6,–

[B]EZUGSMÖGLICHKEITEN DURCH BUCHHANDLUNG - POST - VERLAG

[K]URT VOWINCKEL VERLA[G]



ERICH OBST:
GEORGIEN, EINE GEOPOLITISCHE STUDIE.

Prof. Dr. Obst, einer der Herausgeber dieser Zeitschrift, ist soeben von einer viereinhalbmonatigen Studienreise durch das gesamte europäische Rußland zurückgekehrt. Seine Reisebriefe erscheinen soeben in Buchform (Russische Skizzen, 256 Seiten Text, 174 Abbildungen. Verlag Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald).

Zur Zeit unseres Besuches herrschte in Tiflis, namentlich im grusinischen Viertel, efe Trauer. Sehr viele Frauen gingen in schlichtem schwarzen Gewand einher, nd ihre Mienen verrieten schweren, schweren Kummer. Bei den Männern war ie schwarze Halsbinde geradezu Regel, doch trug man dieses Trauerzeichen fast nit ängstlicher Vorsicht, als ob man fürchtete, sich dadurch irgendwie verächtig zu machen. Kaum eine einzige georgische Familie, die nicht den Verlust nindestens eines Angehörigen zu beklagen hat! Mit unerhörter Grausamkeit ist ler georgische Aufstand niedergeworfen worden. Die offizielle kommunistische tatistik zwar gibt an, daß nur einige hundert Menschen standrechtlich erschossen vurden. Aber wen interessiert diese Zahl? Die wirklichen Opfer einer rachelüsternen Soldateska zählen nach Tausenden; sie wurden auch ohne standrechtiches Urteil erschossen, oftmals selbst dann, wenn sie nachweislich am Aufstand in einer Weise beteiligt waren. — Wie ist dieser Aufstand möglich geworden? Velches waren die wahren Triebkräfte dieser Bewegung? Die Frage stellen, heißt las Problem der geopolitischen Struktur dieses seltsamen Landes anschneiden.

Es gehört zu den Wesenszügen des großrussischen Lebensraumes, daß er jegicher natürlichen Grenzen gegenüber dem Wohnbezirk anderer Völker ermangelt. Selbst die mittlere und untere Wolga ist keine Völkerscheide von zwingender Kraft, sitzen doch z. B. Kirgisen und Kalmücken hüben und drüben auf beiden Seiten des Stromes. Von einer natürlichen Grenze zwischen Groß-, Klein- und Weißrussen kann vollends keine Rede sein. Die Zusammenschweißung aller dieser Völkerstämme zu dem moskowitischen Großreich mußte natürlich dazu führen, daß der Russe seinen Staat im Grunde gar nicht anders empfinden und erleben konnte, denn als über- oder internationalen Bund. Selbst ein chauvinistischer Großrusse konnte nicht daran vorbeigehen, daß der Riesenraum seines Staates eine Fülle von Nationen barg, die mangels irgendwelcher scharfen natürlichen Grenzen einen innigen Verkehr miteinander pflegten und auf gegenseitige Unterstützung unbedingt angewiesen waren. Vielleicht träumte er trotzdem von einem Nationalstaat und stellte sich darunter die brutale Knechtung der übrigen Nationen durch die Großrussen vor; bei ruhigem Nachdenken aber mußte er zu dem Schluß kommen, daß sich die verschiedenen Nationalitäten eben doch nicht weg-

diskutieren lassen, daß sein Staat ein internationaler Verband ist und bleibt. — Dazu kommt die tiefe religiöse Einstellung, die dem russischen Volke eigentümlich ist. Nicht einmal die Revolution hat daran etwas geändert; sie vermochte allenfalls der russischen Kirche einen Schlag zu versetzen, die Religiosität der Menschen aber konnte selbst durch noch so viele geharnischte Dekrete nicht ertötet werden. Diese Religiosität läßt den Einzelmenschen immer wieder in die Masse untertauchen und führt ihm tagtäglich vor Augen, daß er im wesentlichen nur als Glied der Gemeinschaft einen Wert besitzt. In politischer Beziehung wirkt sich die Religiosität des russischen Menschen in zweifacher Weise aus. Solange sie erhalten bleibt, wird das russische Volk sich stets ohne inneres Widerstreben damit abfinden, als unpersönliche Masse von einer Monokratie, sei sie zaristischer oder leninistischer Prägung, beherrscht zu werden. Andererseits wird die religiös-kollektivistische Grundstimmung des Russen naturgemäß dazu führen, daß er in jedem Menschen, ohne Rücksicht auf Nationalität und Rasse, in erster Linie den Menschen, ein Glied der größten und allumfassenden Gemeinschaft, der Menschheit, erblickt. Für engherzigen Nationalismus ist deswegen in der Seele des russischen Menschen kein Platz.

In diesen Tatsachen erblicke ich die Grundursache für die internationale Einstellung weiter russischer Kreise, für den Traum von Menschheitsfrieden und von allgemeiner Weltbeglückung, Vorstellungen, die das russische Volk auch im Zeitalter des Kommunismus in hohem Maße beherrschen.

Im Kaukasus liegen die Dinge wesentlich anders. Zunächst darf man ohne Übertreibung sagen, daß das religiöse Leben hier einen gänzlich anderen Charakter trägt. Dem Mohammedaner ist der Islam Ersatz für das, was Nichtmohammedanern das Nationalgefühl bedeutet. Zwar erkennt er jeden, der die Religion des Propheten angenommen hat, freimütig als seinen Bruder an; jeder Giaur aber ist sein Feind, mit dem es eine Gemeinschaft einfach nicht geben kann. Wo Mohammedaner und Nichtmohammedaner aneinander grenzen, werden erstere stets den religiösen Gegensatz als nationalen erleben. In diesem Sinne darf sehr wohl von einem stark ausgeprägten Nationalgefühl der Turk-Tataren von Aserbaidschan gesprochen werden. Auch die Religiosität des Armeniers trägt unverkennbar nationalistische Züge. Wenn sich die Armenier inbrünstig zur armenisch-gregorianischen Landeskirche bekennen, so doch vor allem deshalb, weil die armenische Volkskirche ein letztes Relikt einstiger Souveränität bedeutet und damit zum Symbol des Nationalismus geworden ist. Der armenische Katholikos wird von seinen Gläubigen gleichsam als Statthalter des für die Zukunft bestimmt wieder erhofften Landesherrn verehrt. Bei den Georgiern endlich spielt die Religion entschieden eine untergeordnete Rolle. Von einem Aufgehen des Einzelmenschen in der religiösen Gemeinschaft kann hier

edenfalls gar keine Rede mehr sein. Es ist eine wichtige Tatsache, daß die Kirche in Georgien seit einem Jahrhundert nicht eigentlich autokephal ist, sondern das Oberhaupt vom Zaren ernannt wurde und oftmals als Stütze der Russifizie-ungspolitik diente. Nicht zuletzt hierdurch ist man der Kirche entfremdet worden und hat sich schließlich mehr und mehr einem areligiösen Individualismus hingegeben. — Auch die Umwelt hat zweifellos stark dazu beigetragen, jeglichen nternationalismus von Kaukasien fernzuhalten. Ursprünglich lebten die drei Hauptvölker — Georgier, Armenier und Turkotataren — für sich getrennt, und der Lebensraum jedes einzelnen war als Ganzes wohl individualisiert und gegen den des Nachbarn natürlich begrenzt. Die geschichtliche Entwicklung hat es allerdings mit sich gebracht, daß Teile der einen Nation in den Lebensraum der anderen eindrangen und sich dort ansiedelten. Aber noch heute überschaut der Georgier sein Land in dem Bewußtsein, daß es eben der Lebensraum seiner Nation ist, und er sieht hinauf zu dem Bergland von Armenien oder hinunter auf die Steppengefilde Aserbeidschans als auf die von Natur scharf abgegrenzten Wohngebiete gänzlich anders gearteter Nachbarn.

Wir werden es nach alledem begreifen, daß der Georgier dem Großrussen durchaus fremd, wenn nicht gar feindlich gegenübersteht. Die breite Masse des russischen Volkes empfindet es als getreues Spiegelbild der unendlichen Weite, der Ausdruckslosigkeit und nichtssagenden Einförmigkeit der russischen Ebene, die in all und jedem den schärfsten Gegensatz zu der Kraft und Wucht der kaukasischen Landschaft darstellt. Für die weichliche Ergebenheit, mit der sich der Russe in sein Schicksal fügt, für die willenlose Unterordnung des Einzelnen, das Aufgehen in die unpersönliche Masse, den Hang zum Internationalismus usw., für alles das vermag der Georgier schlechthin keinerlei Verständnis aufzubringen. Wesensfremd aber ist ihm auch die Oberschicht, die diese religiös gebundene russische Masse beherrscht. Zwischen Zarismus und Leninismus findet er im Grunde keinen erheblichen Unterschied: die gleiche Knechtung des Volkes hier wie dort, dieselbe Brutalität und Spitzelwirtschaft, dieselbe Arroganz einiger Individuen und Kliquen, die lediglich mit roher Gewalt die große Mehrheit der Andersdenkenden in Schach halten. Ein solches System widert ihn, den aufrechten, selbstbewußten und ritterlichen Menschen, geradezu an. Dagegen fühlt er sich in hohem Maße zu Europa hingezogen. Die europäischen Staaten begreift gerade der Georgier so gut, weil auch in Europa jede Nation in einem mehr oder weniger natürlich abgegrenzten Lebensraum wirkt und schafft; den europäischen Völkern fühlt er sich geistesverwandt, weil auch sie den schicksalsbestimmenden Schritt getan haben von mystisch-religiösem Kollektivismus zu national-intellektualistischem Individualismus, von vagem Menschheitsempfinden zu starkem Nationalbewußtsein, von der absoluten Monokratie zum liberalen Verfassungsstaat.

Seinen stärksten politischen Niederschlag findet diese Gegensätzlichkeit zwischen Georgiern und Russen zweifellos in der Verschiedenartigkeit des Staatsbegriffes. Mag sonst im Bereich der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken der internationale Gedanke noch so fest wurzeln, hier in Georgien ist nahezu jedermann national bis auf die Knochen, aber natürlich nur georgisch-national und daher für eine Trennung von dem moskowitischen Rußland gefühlsmäßig durchaus zu haben. Nicht umsonst sagte mir ein hoher Beamter des russischen Auswärtigen Amtes in Moskau, als ich ihm von meinen Eindrücken in Georgien sprach: „Sie mögen in Vielem richtig beobachtet haben, verehrter Herr Professor. Die Menschen dort unten sind ein besonderer Schlag und bereiten uns oftmals ernste Sorgen. Aber, schauen Sie, jedes Reich hat halt sein Bayern."

Es unterliegt für uns nach allem, was wir in Georgien gesehen und gehört haben, keinerlei Zweifel, daß der Aufstand vom Sommer 1924 in der Hauptsache eine nationale Bewegung war und sich als solche nicht bloß gegen das Sowjet-System sondern gegen das moskowitische Rußland schlechthin richtete. Von verschiedenen Seiten wird nun allerdings versucht, die Dinge zu verschleiern; aber es hält nicht schwer, diese Tendenzmeldungen zu widerlegen. Die georgische Geistlichkeit als solche z. B. hat mit dem Aufstand nicht das mindeste zu tun. Gewiß wirkt die oftmals mit sehr häßlichen und geschmacklosen Mitteln betriebene antireligiöse Propaganda der Kommunisten stark verbitternd selbst in dem herzlich wenig kirchlichen Georgien. Man begreift vor allem nicht, warum die Sowjet-Politiker mit solchem Eifer gegen Kirche und Religion überhaupt wettern, wo doch ihr Einfluß auf die Massen mit deren religiöser Grundeinstellung steht und fällt. Ein Volk, dem die religiöse Bindung von Mensch zu Mensch geraubt wird und dem man zugleich eine starke rational-intellektualistische Schulung aufzwingt, wird auf die Dauer eine kommunistische Minderheitsdiktatur nimmermehr ertragen; es wird vielmehr allmählich zum Individualismus gelangen und sich für eine dem gemäße liberal-demokratische Staatsform entscheiden. Von dieser Warte aus beurteilt der Georgier den erbitterten Kampf der Kommunisten gegen die Religion. Im übrigen aber spielt hier die Geistlichkeit eine viel zu untergeordnete Rolle, um politische Bewegungen zu erzeugen.

Der georgische Aufstand von 1924 ist auch in keiner Weise als Rebellion etwa der Arbeitslosen und des städtischen Proletariats aufzufassen. Gerade das ethnisch oftmals sehr gemischte Proletariat in den größeren Städten Kaukasiens hat sich in keiner Weise am Aufstand beteiligt. Weder Tiflis noch Batum, von Eriwan und Baku ganz zu schweigen, haben in ihren Mauern etwas wie Aufruhr gesehen. Die anderslautenden Nachrichten der europäischen Presse beruhen auf einer Irreführung durch die georgischen Emigranten in Paris, die aus naheliegenden Gründen

den grusinischen Aufstand als allgemeine kaukasische Revolution hinzustellen bemüht waren.

Sicherlich falsch ist auch die Lesart, die von Moskau aus verbreitet wurde. Danach sollte es sich um eine Agrarrevolution handeln, um einen Verzweifelungskampf der georgischen Fürsten gegen die kommunistische Regierung, die den Großgrundbesitz aufgeteilt und den Bauern überantwortet hat. Vielleicht ist diese These dazu angetan, die Tatsache zu bemänteln, daß zahlreiche Fürsten von der roten Soldateska bestialisch hingeschlachtet wurden, obgleich sie während des Aufstandes völlig untätig und unbeteiligt in ihrem Hause saßen; der Wahrheit aber gibt man mit dieser Meldung nicht die Ehre. Niemand kann und wird im Ernste abstreiten, daß neben der national begeisterten Intelligenz, vor allem der akademischen Jugend Georgiens, sehr viele Bauern und Arbeiter am Aufstand teilgenommen haben. Welchen Sinn konnte es haben, daß z. B. die Arbeiter im Manganrevier von Tschiaturi die Waffen gegen Moskau erhoben, die Sowjet-Beamten gefangen setzen usw.? Will wirklich jemand behaupten, daß die Bergarbeiter von Tschiaturi alles Fürstensöhne seien, oder daß sie als Söldlinge der Fürstengeschlechter in den Kampf gegen Moskau gezogen wären?

Wer unparteiisch an Ort und Stelle alle Berichte und Beschreibungen von Augenzeugen geprüft hat, für den steht es unabänderlich fest: die georgische Intelligenz, die im Sommer 1924 gemeinsam mit georgischen Bauern und Arbeitern zu den Waffen gegriffen hat, wurde von reiner und selbstloser Vaterlandsliebe zu diesem Schritt getrieben. Man entschloß sich zum Äußersten in der Überzeugung, daß anders die vom gesamten georgischen Volke heißbegehrte nationale Unabhängigkeit nicht zu erringen ist.

Nur zu bald erwies sich die Hoffnung der Aufständischen als trügerisch. Die Armenier in Tiflis, zahlenmäßig das stärkste Bevölkerungselement dieser Stadt, dachten gar nicht daran, sich dem Aufstand anzuschließen und das Feuer des Aufruhrs auf die Landeshauptstadt überspringen zu lassen. Auch der Traum von einem Eingreifen der europäischen Großmächte zerrann nur gar zu schnell in nichts. Man war und blieb isoliert; die einrückende Rote Armee hatte leichtes Spiel. Bürgerkrieg ist immer furchtbar; hier aber spielten sich Szenen ab, die zu beschreiben die Feder sich einfach sträubt. Einen großen Teil der auch in Georgien nicht übermäßig dicht gesäeten Intelligenz deckt heute der Rasen; in demselben Massengrab ruhen die georgischen Bauern und Arbeiter, die die Stunde der Befreiung vom moskowitischen Joch für gekommen hielten. Das georgische Volk wird diese seine Toten gewiß nicht vergessen, denn ihm sind es Helden, die ihrem Lebensziel treu blieben bis in den Tod. Sie waren Nationalisten mit derselben Leidenschaftlichkeit wie die Moskowiter Internationalisten sind. Keiner ist an sich gut, keiner an sich schlecht. Jeder von beiden gehorchte einfach dem

großen geopolitischen Gesetz, das für seinen Lebensraum gilt. Zwei Welten, die sich nun und nimmermehr verstehen werden.

Um diese These für Georgien zu stützen, bedarf es noch eines kurzen Hinweises auf die geographische Struktur und die Geschichte des Landes. Wir erkennen dann klarer, als es ohnedies ist, daß der Aufstand von 1924 wirklich nur ein Auftritt in einer großen Folge von Akten ist, nur ein Glied einer langen, langen Kette. Georgien hat seine Unabhängigkeit seit vielen Jahrhunderten immer und immer wieder verteidigen müssen. Die Feinde wechselten und mit ihnen das gegenseitige Kräfteverhältnis. Oftmals war jahrhundertelange Versklavung nicht zu vermeiden. Jedesmal aber brach dann unerwartet das Feuer einer heiligen nationalen Begeisterung durch, und die gleiche Leidenschaft beseelte die ganze Volksgemeinschaft vom einfachsten Bauern bis zum Großgrundbesitzer und Fürsten: lieber tot als Sklav'!

Der Lebensraum der georgischen Nation war niemals und ist auch heute nicht ein einheitliches Ganzes, vielmehr umfaßt er die folgenden Teilgebiete: das Gebirgsland der oberen Kura (Kartalinien), das Bergland von Kachetien mit der großen Aue des Alasan-Flusses und dem dazu parallelen Jora-Tal, den innerhalb des Kaukasus gelegenen Teil des Rion-Gebietes mit der Hauptstadt Kutaïs (Imeretien) und schließlich die pontischen Küstenlandschaften Abchasien, Mingrelien, Gurien, Adscharien, zu denen bis zum Mongolen-Einfall auch noch Lasistan gehörte. Die topographisch-klimatische Vielteiligkeit des georgischen Lebensraumes wird jedoch zu einem guten Teil dadurch aufgehoben, daß ganz Georgien in einem spezifischen und starken geopolitischen Kraftfeld gelegen ist: von Norden drohten seit jeher die kaukasischen Bergvölker bezw. in neuerer Zeit die Russen, von Süden die Armenier; wer immer in Aserbeidschan herrschte, ob Perser, Mongolen oder Tataren, stets mußte man in Georgien auf der Hut sein, um der Gefahr aus dem Osten zu begegnen. Nicht viel anders lagen die Dinge im Westen, wo jeweils Griechen oder Römer, Araber oder Türken den Hebel ansetzten, um Kaukasien sich untertan zu machen. Diesem auf dem Lande lastenden konzentrischen Druck konnte Georgien nur dadurch begegnen, daß es einen Verteidigungsplatz ausfindig machte, von dem es notfalls nach jeder der vier in Betracht kommenden Richtungen leidlich gleichmäßig eingreifen konnte. Wie wir in einem anderen Aufsatz zeigten, mußte die Wahl auf Tiflis fallen. Diese Stadt aber liegt im Rahmen des Ganzen entschieden exzentrisch, und das bedeutet für die geopolitische Struktur des georgischen Staates einen schweren Nachteil. Zwar gegen Norden, Osten und Süden war Tiflis die gegebene Basis; den Westen aber vermochte man von Tiflis aus doch nur schwer zu schützen. Ein häufiges Absplittern dieser westlichen Landesteile war die Folge.

Gleich beim ersten Auftauchen in der Geschichte erscheint Georgien in seiner

ypischen geopolitischen Prägung: im Westen die Kolonien der Griechen (mile-
ische Siedler an der kolchischen Küste, namentlich im Tiefland des Phasis=Rion)
er Osten, zeitweise sogar das ganze Land in Abhängigkeit vom altpersischen
Reich; bald darauf von Süden her Bedrohung durch die mazedonischen Heere!
Auf den Druck folgte der Gegendruck der freiheitsliebenden Georgier: im dritten
Jahrhundert v. Chr. errangen sie in schweren Kämpfen die nationale Unabhän-
gigkeit zurück. Bis zum dritten nachchristlichen Jahrhundert war dem Lande
nunmehr leidliche Ruhe beschert; dann begann die Periode wiederholter Reichs-
teilungen, die der neupersische Staat geschickt benutzte, um sich einen maß-
gebenden Einfluß in Georgien zu sichern. Die Gefahr aus dem Osten erschien
den Georgiern so groß, daß sie den Schutz des Byzantinischen Reiches erbaten
und die Oberhoheit dieses mächtigen West-Staates anerkannten. Indessen
auch dieser Schritt führte nicht zum Ziel, denn plötzlich erschien ein neuer furcht-
barer Feind, die Araber. Vom 7. bis 12. Jahrhundert mußte Georgien nunmehr
das Joch der arabischen Fremdherrschaft tragen. Dann aber weckte die kraft-
volle Persönlichkeit Davids II. (1089—1125) den Drang nach Freiheit, bis im
Jahre 1122 die Stunde der Erlösung schlug. Das dankbare Volk ehrt den großen
Helden noch heute durch den Beinamen „der Erneuerer". Eine Periode glän-
zenden Aufschwunges folgte nun, und unter der Königin Tamara (1184—1212)
erlebte Georgien einen Höhepunkt in Macht und Kultur, wie er nie wieder er-
reicht wurde.

Nur gar zu schnell trat der Umschwung ein, und Georgien wurde erneut in
tiefste Not gestürzt. Schon unter dem Nachfolger der Tamara verwüsteten die
Horden Dschingis Khans das Land; das Reich zerfiel, in den peripherischen Ge-
bieten nisteten sich Türken, Kurden und Perser ein. Es bedurfte wiederum
einer überragenden Führerpersönlichkeit, um dem georgischen Volke Einheit
und Freiheit zurückzugewinnen. Georg V. (1318—1346) führte dieses Werk
der nationalen Wiedergeburt zielbewußt durch. Indessen, kaum war die Unab-
hängigkeit errungen, da brachen die beutelüsternen Heere Timurs ins Land und
die Mongolen zerstörten in wenigen Tagen, was Georg V. in Jahren aufgebaut
hatte.

Noch einmal schien es, als ob ein geeintes und freies Georgien wiedererstehen
sollte. Es war in jenen Jahren, da Alexander I. (1414—1424) die Geschicke des
Landes leitete und die Mohammedaner aus Georgien vertrieb. Durch die un-
glückselige Erbteilung wurde jedoch das Reich beim Tode Alexanders in drei
Stücke zerrissen: West-Georgien (vor allem Imeretien), Zentral-Georgien (Kar-
talinien) und Ost-Georgien (Kachetien). Nun hatten die Gegner leichtes Spiel.
Niemandem, der geopolitisch zu schauen gewohnt ist, wird die weitere Entwick-
lung problematisch erscheinen. Im Osten brachten die Perser Kartalinien und

Kachetien unter ihre Gewalt. Tausende von Georgiern, die gegen diese Fremdherrschaft zu murren wagten, wurden hingerichtet, viele andere Tausende nach Persien verschleppt. Im Westen richteten derweilen die Türken ihre Gewalt auf und erreichten eine weitgehende Islamisierung dieser Gebiete. Das Vordringen des Islam war vielleicht noch schlimmer als die Fremdherrschaft an sich, denn wie für den ganzen Orient, so erwies sich auch für West-Georgien diese Regel als richtig: stärker als Blutsverwandtschaft wirkt im Morgenland die Religion als Staatskitt. Die islamisierten Lasen und Adscharen vor allem gingen, obwohl nach Blut und Sprache reine Georgier, dem grusinischen Staate mehr und mehr verloren. Sie verbanden von nun ab ihr Schicksal ganz ausschließlich mit dem der Türken, benutzten jede Gelegenheit, um ihren alten Volksgenossen Schwierigkeiten zu bereiten, und trachteten danach, womöglich demtürkischen Staatsverband angegliedert zu werden. Die Lasen haben dieses Ziel bereits erreicht; den Adscharen mußten noch in neuester Zeit die Georgier weitgehende Autonomie einräumen, um sie dem Mutterlande zu erhalten.

Die Zeit der Fremdherrschaft von Persern und Türken dauerte mehrere Jahrhunderte. Die Situation für Georgien war umso trostloser, als es sich dann und wann auch in diesen Perioden in den Bergen nördlich und südlich von Georgien zu rühren begann. Bald fielen Armenier ein, bald Osseten, Tscherkessen, Tschetschenzen, Lesghier und andere Bergvölker. Es sah entsetzlich düster aus im Lande der Tamara, und nur ein letzter Ausweg schien möglich, um der Gefahr des gänzlichen Zerriebenwerdens zu entgehen: Anschluß an eine europäische Großmacht. Die Georgier, die gelegentlich einige Erfolge über Perser und Türken davongetragen hatten, wandten sich an Österreich und Preußen. Mit aufrichtiger Bewunderung hörte man in Europa von dem verzweifelten Bemühen der Georgier, sich ihrer Todfeinde zu erwehren. Friedrich der Große zollte dem ostgeorgischen König Irakli II. größte Anerkennung mit den Worten: „Ich in Europa und der tapfere König Irakli in Asien". Aber es blieb allenthalben bei freundlichen Worten; dem damaligen Europa lag Georgien noch viel zu weit abseits.

Inzwischen hatte die großrussische Expansion den Kaukasus erreicht. Nachdem sich 1774 die Osseten den Russen angeschlossen, waren letztere in den Besitz der wichtigsten Paßstraße über den Kaukasus gelangt und standen damit vor den Toren Georgiens. Jedermann in diesem Lande fühlte, daß die Schicksalsstunde schlug. Sollte man einen Kampf wagen, einen Kampf auf Tod und Leben mit Russen, Türken, Persern, Armeniern usw.? Denn daß alle über Georgien herfallen würden, wenn der Kampf an einer Stelle entbrannte, das verstand sich von selbst. Wäre man wenigstens einig gewesen in dieser großen Stunde! Aber noch immer war das Reich geteilt und die Macht des östlichen Georgien reichte nicht aus, um dem Westen seinen Willen aufzuzwingen. Dem Herrscher von Tiflis,

der die Gefahr selbstverständlich am ehesten und stärksten spürte, blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als mit den Russen zu paktieren: am 4. August 1783 unterzeichnete Irakli II. als Zar von Kartalinien und Kachetien den Bündnisvertrag mit Katharina II. von Rußland. Selbstverständlich war dieser Schritt, Vasall von Moskau zu werden, nur ein äußerster Notbehelf gewesen. Man wollte den ostgeorgischen Staat dadurch erhalten, um zu gegebener Zeit die Fesseln zu sprengen und wieder frei zu werden.

Daran war jedoch einstweilen nicht zu denken. Rußland sah dem Einfall der Perser nach Georgien im Jahre 1795 untätig zu und rührte sich selbst dann nicht, als Tiflis verbrannt und bis auf die Grundfesten zerstört wurde. Je schlechter es den Georgiern geht, so rechnete man in Petersburg, um so mehr müssen sie geneigt sein, das Verhältnis zu Rußland noch inniger zu gestalten. Der neue Bündnisvertrag des Jahres 1799 war im Grunde schon nurmehr Vorbereitung und Vorwand zu dem Schlage, den Rußland 1801 führte: Ost-Georgien wurde, mir nichts, dir nichts, für annektiert erklärt. — Daß nunmehr auch West-Georgien seinem Schicksal nicht mehr entgehen konnte, wird kaum wundernehmen. In blutigen Kämpfen hielt der Doppeladler im Jahre 1803 seinen Einzug in Kutaïs, und alle noch so heldenhaft durchgeführten Aufstände vermochten an dieser Tatsache nichts zu ändern. Im Gegenteil, der russisch-türkische Krieg von 1827 — 1829 brachte die pontischen Küstengebiete nördlich von Poti unter die Gewalt des Zaren, und im Kriege von 1877—1878 nahmen die Russen den Türken sogar die Küste von Batum und das Gebirgsland von Kars ab.

War bisher der Druck aus Ost und West der entscheidende gewesen und damit eine weitgehende Islamisierung verbunden, so wurde nunmehr der Druck aus Norden und die von hier aus betriebene Russifizierung des georgischen Volkes nicht minder lästig empfunden. Gewiß, die neuen Herren des Landes waren mit den Georgiern durch die gleiche Religion verbunden; indessen eine Fremdherrschaft bedeutete die russische Okkupation doch auch. Die politische Spannung hatte lediglich die Richtung geändert, Georgien war und blieb unfrei, eine Kolonie der Fremden.

Der Zusammenbruch des Zarenreiches am Ende des Weltkrieges bot die langersehnte Gelegenheit, die Freiheit wieder zu erringen. Schon im November 1917 erklärte sich Georgien für selbständig, und noch am 25. Februar 1921 mußte sich Sowjet-Rußland bereit finden, die Unabhängigkeit Georgiens anzuerkennen. Inzwischen aber hatte auch in Georgien der Rätegedanke gesiegt. Auf die Errichtung der Transkaukasischen Sozialistischen Föderativen Räterepublik (13. Dezember 1922) folgte der Anschluß dieses Staatenbundes an die S. S. S. R. am 30. Dezember 1922.

Daß hinter der Aufrichtung der Sowjet-Republik in Georgien wie überall in

Rußland nur eine kleine, aber über die Machtmittel des Staates gebietende Minderheit stand, ist allbekannt. In der großen Masse des georgischen Volkes ist der nationale Gedanke, der Drang nach völliger Souveränität, unendlich viel stärker als das Verlangen nach einer Diktatur des Proletariats. Dieser unbeugsame Wille des georgischen Volkes, die Zeiten eines David II. und einer Tamara wiedererstehen zu lassen, trieb die Revolutionäre von 1924 zur Tat. Es wird bestimmt nicht der letzte Aufstand dieses heldenhaften Volkes gewesen sein.

FRITZ HEYER:
DAS SCHOTTISCHE WIRTSCHAFTSGEBIET

Trotzdem Schottland von Deutschland nur durch die Nordsee getrennt ist und or dem Krieg von Deutschen viel besucht wurde, wird es bei uns vielfach ohne veiteres mit England zusammengeworfen. Es gilt meistens nur noch als land-chaftliche Bezeichnung, und die tiefgehenden wirtschaftlichen Unterschiede wischen beiden Reichsteilen werden übersehen. Wenn auch nicht bestritten verden soll, daß das Gemeinsame jetzt überwiegt, so läßt sich ein deutliches Bild on jedem der zwei Länder doch nur dann gewinnen, wenn man auch die Gegen-ätze einmal scharf heraushebt.

Diese sind zum großen Teil durch geographische Bedingungen unab-inderlich festgelegt. England liegt nicht nur südlicher als Schottland, sondern es hat auch eine viel geringere durchschnittliche Meereshöhe, die Gebirge bilden dort die Ausnahme. Ferner ist England vor der zerstörenden Wirkung des atlan-tischen Ozeans durch das vorgelagerte Irland wie durch einen Wellenbrecher ge-schützt. Dagegen hat der Westen Schottlands den vollen Anprall des Meeres aus-zuhalten. Ein großer Teil des Landes ist dort schon versunken oder in Halbinseln, Inseln und Schären aufgelöst, während tief in das Land einschneidende Fjorde an der weiteren Zerklüftung arbeiten. Dagegen besitzt der im Windschutze ge-legene Osten, ähnlich, wie dies in Irland und Skandinavien der Fall ist, ein trockneres Klima (so daß z. B. in Aberdeen der Kabeljau sogar im Freien gedörrt werden kann). Die Küste ist im Osten nur da erodiert, wo weichere Gesteine dem Meere die Arbeit erleichtert haben (Moray Firth, Firth of Tay, Firth of Forth), und am Fuß der Berge ist ein Vorland erhalten geblieben, auf dem Ackerbau in größerem Umfange betrieben werden kann. Noch wichtiger ist der Gegensatz zwischen Hochland und Tiefland. Das erstere nimmt den weitaus größten Teil der Bodenfläche ein. Wenn ganz Schottland ungefähr die Größe von Bayern und der Pfalz hat, so entfällt davon auf das Tiefland nicht mehr, als etwa dem Um-fange Thüringens gleichkommt. Alles Übrige ist Hochland, und zwar rechnet man dazu nicht nur den Norden des Landes, sondern auch die Inseln sowie das südliche Oberland, die „Uplands“, die früher das Glacis gegen England bildeten. Dieses ganze Gebiet besteht größtenteils entweder aus hartem Urgestein oder aus vulkanischen Massen, die der Verwitterung und Abtragung mehr Widerstand ge-leistet haben und daher höher aufragen, als die jüngeren weicheren Gesteine des Tieflandes. Die durchschnittliche Meereshöhe des Hochlandes beträgt etwa 500 m, was in dieser nördlichen Breite ein so rauhes Klima bedingt, daß Ackerbau nur an wenigen geschützten Stellen möglich ist, vor allem in den „Glens“, d. h. den breiten Tälern, die ehemalige Gletscher der Eiszeit ausgefurcht haben. Schottland

würde daher nur eine sehr spärliche Bevölkerung ernähren können, ähnlich wie z. B. Norwegen, wenn nicht zwischen Hochland und südlichem Oberland in einem breiten Streifen, der von Nordosten am Tay und Forth nach Südwesten am Clyde reicht, das Tiefland eingesenkt wäre. Dieses bildet nicht etwa eine gleichmäßig flache Ebene, sondern ein welliges Hügelgelände, das aus jüngeren weicheren Gesteinen besteht. Daher ist das Land dort stärker abgetragen, und im Schutze der nördlich vorgelagerten Berge herrscht ein milderes Klima. Der Ackerbau, die Zucht von Rindvieh und Pferden, die Kohlengewinnung, Industrie, Handel, Verkehr und Schiffahrt haben ihren Sitz fast ausschließlich im Tiefland, während im Hochland fast nur Schafzucht und (an der Küste) Fischerei getrieben wird. Dabei ist hervorzuheben, daß sich der wirtschaftliche Begriff des Hochlandes mit dem geologischen nicht überall deckt. Die Basalthügel z. B., die den größten Teil der Grafschaften Stirling, Dumbarton und Renfrew ausfüllen, tragen wirtschaftlich ganz den Charakter des ödesten Hochlandes, obwohl sie geographisch schon im Tiefland liegen. Umgekehrt wird die östliche am Meere gelegene Hälfte von Aberdeenshire wirtschaftlich dem Tiefland zugerechnet, obwohl sie geologisch zweifellos der Hochlandzone angehört.

Diese geographischen Bedingungen erklären es, warum die schottische Bevölkerung noch weit ungleichmäßiger verteilt ist, als die englische. Von den 4,9 Millionen Einwohnern, die Schottland zählt, wohnen kaum mehr als 500 000 im Hochland, der Rest von fast 4 ½ Millionen drängt sich im Tiefland zusammen. Die Bevölkerungsdichte ist dort etwa dreimal so groß als in Thüringen, das bei gleicher Bodenfläche nur rund 1 ½ Millionen zählt. Besonders eng zusammengepreßt ist die Bevölkerung in der Umgebung von Glasgow, während in der unmittelbaren Nachbarschaft weite Gebiete so gut wie menschenleer sind. Ganz ähnlich schroffe Gegensätze zeigen Edinburgh und Dundee. Hochland, südliches Oberland und die Inseln haben sich während des letzten Jahrhunderts immer noch mehr entvölkert, da die Lebensbedingungen dort zu ungünstig sind. Die jetzigen billigen Verkehrsmittel und erleichterten Auswanderungsmöglichkeiten haben diesen Prozeß gegen früher noch beschleunigt. Das mittelschottische Industriegebiet saugt die Menschen aus dem Hochlande (und zum Teil auch aus Irland) an und gibt andererseits seinen eigenen Überschuß nach England und nach Übersee ab. Der Strom der Bevölkerung richtet sich also vorwiegend nach Süden, nicht aber umgekehrt. Man findet daher viele Schotten in London und anderen englischen Städten, aber nur wenige Engländer in Schottland.

Die Armut und Unfruchtbarkeit des Hochlandes und des südlichen Oberlandes sind die Hauptgründe dafür, daß sich dort noch weit größere Latifundien erhalten haben, als selbst in England. Abgesehen von dem Herzog von Northumberland besitzt kein englischer Magnat solche riesigen Landflächen, wie die schottischen

erzöge von Sutherland, von Argyll, von Richmond, von Atholl oder von Buccleuch. llerdings ist der größte Teil davon öde unergiebige Heide. Andererseits ist das chottische Hochland das Land der Zwergbauern, der sogenannten „crofters“, ändlicher Proletarier, die bis 1886 so gut wie rechtlos waren, da sie jedes Jahr on dem Grundeigentümer gesteigert oder aus der Pacht gesetzt werden konnten. rst die Crofters Act 1886 schuf hierin Wandel, indem sie den Bauern fair rent“ und „fixity of tenure“ verschaffte, d. h. das Gesetz schützte sie vor ündigung, solange sie ihre Pacht, die von einer mit besonderen Vollmachten ersehenen Crofters Commission auf ein erträgliches Maß heruntergesetzt wurde, ünktlich zahlten. Die Small Landholders Act 1911 dehnte diese Grundsätze, ie bis dahin nur für die crofter counties im nördlichen Hochland gegolten hatten, uf das ganze Land aus. Die Bauern dürfen seitdem ihren Besitz sogar vererben, ur das unbeschränkte Verkaufsrecht (free sale) ist ihnen vorenthalten geblieben. ie Crofters Commission wurde durch dasselbe Gesetz in einen Land Court umewandelt, und dieser dem neugegründeten Scottish Board of Agriculture angeliedert. Seit dieser Agrarreform nimmt Schottland eine mittlere Stellung wischen England und Irland ein. In Irland sind die Großgrundbesitzer meistens ereits abgelöst, und die Bauern freie Eigentümer geworden, während in England isher keine wesentliche Änderung zu verzeichnen ist. Die Pächter sind dort war vielfach durch Sitte und durch Überlieferung, nicht aber durch das Gesetz geschützt.

Die Wohnungsnot ist in England erst neuerdings akut geworden, in Schottland war sie es immer. In den englischen Industriestädten sind die Zustände zwar gleichfalls dringend der Abhilfe bedürftig, immerhin wirkt dort der Umstand mildernd, daß auch Arbeiterfamilien meistens ein Haus für sich bewohnen. Dagegen ist es in Schottland seit Alters her üblich, große Mietshäuser mit einer ganzen Anzahl von Wohnungen zu bauen, vielleicht deswegen, weil die ältesten schottischen Städte, Edinburgh und Stirling, auf einem schmalen Höhenrücken lagen, der nur für eine einzige größere Straße Raum ließ, so daß man nach oben bauen mußte, wenn man mehr Platz gewinnen wollte. Dieselbe Bauart ist dann aber auch in ganz modernen Orten, wie z. B. Glasgow, bis in die jüngste Zeit beibehalten worden. Viele dieser Wohnungen bestehen nur aus einem einzigen Raum, der zugleich als Küche dient, die meisten aus zwei Räumen. Diese hohen, gewöhnlich aus Sandstein errichteten Mietskasernen geben einer schottischen Großstadt ein ganz anderes Gepräge als einer englischen mit ihren zahllosen kleinen Ziegelhäuschen. Seit dem Kriege ist fast jede private Bautätigkeit infolge des Höchstmietengesetzes zum Stillstand gekommen, und die Zustände haben sich dadurch noch verschlimmert. Bis heute werden in ganz Großbritannien neue Wohnungen für die arbeitende Bevölkerung nur dann erstellt, wenn die Regierung

eine Beihilfe zahlt. Die auf Grund dieser Notgesetzgebung in Schottland errichteten Wohnungen bestehen größtenteils aus kleinen Einzelhäusern in Ziegelputzbau, wie sie bis dahin in Schottland nicht üblich waren, so daß sich also dadurch eine Annäherung an englische Verhältnisse anbahnen würde. Allerdings hat sich die Bevölkerung in Schottland so sehr an die großen Mietshäuser gewöhnt, daß sie vermutlich zu diesen zurückkehren dürfte, sobald der freie Wohnungsmarkt einmal wieder in Gang gekommen sein wird.

Die Landwirtschaft des Hochlandes ist von der des Tieflandes ganz verschieden. Der Ackerbau der Hochland-Crofters beschränkt sich auf etwas Hafer und Kartoffeln. Von Rindvieh gibt es nur eine — nicht sehr zahlreiche — kleine zottige Rasse. Ziegen sind selten, da sie zuviel Wartung erfordern. Die eigentliche wirtschaftliche Nutzung des Hochlandes und des südlichen Oberlandes besteht vielmehr in seiner Verwendung zur Schafweide, die Schafhaltung spielt daher in Schottland eine weit wichtigere Rolle als in England. Insgesamt werden in Schottland etwa 7 Millionen Schafe gezählt, rund 25% des Bestandes von ganz Großbritannien. Sie werden nicht, wie die meisten englischen Rassen, des Fleisches, sondern der Wolle wegen gezogen, die lang, ungekräuselt und ziemlich grob ist. Das Hochland ist die Heimat einer Rasse mit schwarzem Kopf, während im südlichen Oberland eine solche mit weißem Kopf (Cheviots) einheimisch ist, deren Wolle etwas höher geschätzt wird.

Der Ertrag der Schafzucht ist auf den unfruchtbaren Hochlandsweiden pro Hektar sehr gering. Die Möglichkeit einer besseren wirtschaftlichen Verwertung des Hochlandes und des Oberlandes würde nur die Aufforstung bieten. Auch hierfür liegen die Vorbedingungen in Schottland ganz anders, als in dem von der Natur begünstigteren England. Dort bilden die wirtschaftlich wertlosen und nur durch Aufforstung allenfalls zu nutzenden Flächen die Ausnahme, in Schottland dagegen die Regel. Man kann die aufforstbare Fläche im Hochlande und im Oberlande auf 3 Millionen Hektar schätzen. Die Aufforstung würde für das Hochland eine völlig wirtschaftliche Umwälzung bedeuten. Ganz abgesehen von der Veränderung des Landschaftsbildes und des Klimas wäre es von der größten Wichtigkeit, wenn ein Teil der von dem britischen Bergbau benötigten Grubenhölzer im Inlande gewonnen werden könnte. Die Aufforstung würde aber sehr bedeutende Summen erfordern, die sich erst nach Jahrzehnten verzinsen würden. Der Privatbesitz, dem der Grund und Boden gehört, ist nicht im Stande oder nicht bereit, diese Lasten zu tragen, so daß nur ein staatliches Eingreifen Wandel schaffen könnte. Einen Anfang dazu bedeutet die Forestry Act 1919, die bis zum Jahre 1929 die Aufforstung von 60000 ha, davon ungefähr die Hälfte in Schottland, zur Folge haben wird, also nur 1% der aufforstbaren Fläche. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß die Aufforstungspläne, die schon oft erörtert

und stets wieder beiseite gelegt worden sind, angesichts der immer rascheren Erschöpfung der überseeischen Holzvorräte endlich doch einmal Gestalt gewinnen.

Im Tiefland ist die Landwirtschaft viel entwickelter und daher der englischen viel ähnlicher als im Hochland. Der regnerische Westen ist der Hauptsitz der Viehzucht und der trocknere Osten von Inverness bis herunter zum Tweed der des Ackerbaus. Unter den schottischen Rindviehrassen sind die wirtschaftlich wichtigsten das wegen seines Milchertrages geschätzte Ayrshirevieh sowie das des Fleisches wegen gezüchtete hornlose Angus cattle in Aberdeenshire. Beide Rassen sind jetzt in ganz Schottland verteten. Das Gleiche gilt von den schweren Clydesdabpferden, die neuerdings mehr und mehr durch die Lastautomobile verdrängt werden. Schweinezucht wird in Schottland wenig getrieben. Schweinefleisch erscheint fast nie auf dem Tisch, da der Schotte daran gewöhnt ist, jahraus jahrein fast nichts als Hammelfleisch zu essen. Unter den Getreidearten spielt in Schottland von jeher der Hafer, unter den Hackfrüchten die vor etwa 150 Jahren eingeführte Kohlrübe die erste Rolle. Der Kartoffelbau ist gering. Von Geteidearten wird nur noch etwas Gerste, dagegen Weizen wenig und Roggen so gut wie gar nicht angebaut, die schottische Landwirtschaft ist also von der deutschen recht verschieden. Das mit Getreide und Hackfrüchten bestellte Land beträgt alles in allem noch nicht 10% der Gesamtfläche. Einer Ausdehnung sind in Schottland viel engere Grenzen gesetzt, als in England.

Neben der Schafzucht ist die Fischerei der einzige schottische Erwerbszweig, der seinen Hauptsitz im Hochlande hat. Sie wird zwar an der ganzen schottischen Küste betrieben, da aber die Nordsee flacher und deshalb fischreicher ist, als der atlantische Ozean, so liegt der Schwerpunkt der Fischerei an der Ostküste, und zwar in Aberdeen und weiter nördlich. Der Bestand der Bevölkerung ist dort fast ausschließlich auf die Fischerei gestellt, ohne sie wären die Inseln und die Küsten des nördlichen Hochlandes völlig verödet. Die schottische Fischerei baut sich etwa in folgenden Stufen auf, die sich nacheinander und zum Teil auseinander entwickelt haben. Am ältesten ist die Binnenfischerei in den Flüssen, Seen und Bächen, die wirtschaftlich hauptsächlich dadurch von Bedeutung ist, daß sie während des Sommers zahlreiche Angler ins Land zieht und zwar oft gerade in solche Gegenden, die abseits vom Verkehr liegen und sonst wenig besucht werden würden. Der Lachs bildet gewissermaßen das Bindeglied zwischen Binnenfischerei und Küstenfischerei, da er in den Küstengewässern heranwächst und zum Laichen in die Flüsse steigt. Er wird daher hier sowohl wie dort gefangen, und zwar im Meere mit Stellnetzen, in den Flüssen meist mit der Angel. Die Küstenfischerei ist überall in Schottland vertreten, dient aber hauptsächlich zur Versorgung der lokalen Märkte. Das eigentliche Kernstück der schottischen Fischerei ist indessen der schon vor mehr als 200 Jahren aus Holland eingeführte Heringsfang, der mit

Treibnetzen betrieben wird, da der Hering zu den „pelagischen“ Fischen gehört, die sich in den oberen Wasserschichten aufhalten. Welche Kapitalien allein in diesem Zweige der schottischen Fischerei angelegt sind, geht daraus hervor, daß die Gesamtlänge dieser Treibnetze ungefähr ausreichen würde, den Nordatlantischen Ozean dreimal zu überspannen. Die Hauptfanggründe liegen nördlich von Aberdeen sowie östlich von den Shetlands. Auch in England (Lowestoft) werden Heringe gefangen, die dortige Fangzeit liegt aber erst im Herbst, also später, als die schottische. Die Heringsfischerei ist auch dort eine schottische Spezialität und daher kommen sowohl die Fischer wie die Mädchen, die das Einsalzen besorgen, dazu von Schottland nach Lovestoft herunter. Bemerkenswert ist es, daß, obwohl in Schottland seit vielen Jahren Heringe in großen Massen eingesalzen werden, trotzdem weder Schotte, noch Engländer sich an den Genuß gewöhnt haben, so daß fast der ganze Fang ins Ausland geht. In England und Schottland werden die Heringe höchstens in geräuchertem Zustande gegessen, aber auch dann nicht roh, sondern gebraten (bloaters und kippers).

Ein anderer für Schottland charakteristischer Zweig der Fischerei ist die große Angelfischerei, die in Schottland eine viel größere Bedeutung behalten hat, als in England, wo sie von der Schleppnetzfischerei mehr und mehr verdrängt worden ist. Gefangen werden hauptsächlich Heilbutt, aber auch Schellfisch und Kabeljau.

Diese letzteren Fische sowie die verschiedenen Arten von Plattfischen (Seezungen, Schollen u. s. w.) werden sonst, da sie zu den Grundfischen gehören, größtenteils mit Schleppnetzen gefangen. In keinem anderen Lande ist die Schleppnetzfischerei zu größerer Entwicklung gelangt, als in England. Die englischen Trawler fischen vom weißen Meer im Norden bis Marokko im Süden. Grimsby ist dadurch zum ersten Fischereihafen der Welt emporgestiegen, und die Abladungen mehrerer anderer englischer Küstenplätze bleiben nicht allzu weit dahinter zurück. In Schottland dagegen hat sich die Schleppnetzfischerei erst verhältnismäßig spät einbürgern können, nicht, ohne zunächst auf Widerstand zu stoßen. Eine beträchtliche Trawlerflotte gibt es nur in Aberdeen. Immerhin hat sich Aberdeen in den letzten Jahrzehnten so entwickelt, daß es jetzt an zweiter Stelle hinter Grimsby steht. Die dort gelandeten Fänge kommen nur zum kleineren Teile in Schottland zum Verbrauch, das Meiste geht auf die englischen Märkte. Aberdeen ist auch der einzige britische Küstenplatz, den deutsche Fischer regelmäßig aufsuchen, und zwar hat sich dort eine Arbeitseinteilung insofern herausgebildet, als die Schotten hauptsächlich in der Nordsee, die Deutschen dagegen vor Island fischen. Die Fänge der schottischen Fischer werden frisch verzehrt oder mitunter auch geräuchert, während die von den Deutschen eingebrachten Fische von den Aberdeener Trocknereien zu Stockfisch verarbeitet und nach Spanien und anderen südlichen Ländern ausgeführt werden.

DerWalfischfang wird seit 1903 nordwestlich von Schottland betrieben. Während
es Krieges mußte er, wie die meisten anderen Zweige der Fischerei, eingestellt
erden. Seitdem hat er sich nicht mehr recht erholen können und wird vielleicht
emnächst ganz aufhören. Insgesamt sind seit 1903 über 7000 Walfische erlegt
orden.

Schottland ist nicht minder hafenreich, als England, doch sind seine Häfen
el ungleichmäßiger verteilt. Das Hochland besitzt trotz der Länge seiner Küsten-
nie und seiner zahlreichen geschützten Fjorde und Buchten nur wenige kleine
ischerhäfen, unter denen die Heringshäfen im Osten die wichtigsten sind. Das
Iinterland ist eben arm und bietet weder zur Einfuhr noch zur Ausfuhr Gelegen-
eit. Alle anderen schottischen Häfen liegen an den Küsten des Tieflandes, und
war sind gerade die drei größten von ihnen, Glasgow, Leith und Dundee, künst-
che Schöpfungen. Glasgow mußte erst durch Ausbaggerung des schmalen und
achen Clyde geschaffen werden, der oberhalb der Flutgrenze nur ein unbedeu-
endes Flüßchen ist, während Leith und Dundee durch große Molenbauten aus
ffenen Reeden zu sicheren Häfen umgestaltet wurden. Gerade Schottland ist ein
leutliches Beispiel dafür, daß ein Hafenplatz mit der wirtschaftlichen Entwicklung
eines Hinterlandes entsteht und wächst, gleichviel, ob ein natürliches Hafen-
ecken vorhanden ist, oder nicht. Der oft wiederholte Spruch: „Glasgow made
he Clyde and the Clyde made Glasgow“ ist in seiner zweiten Hälfte sehr anfecht-
oar. Jahrhundertelang, als Leith und Dundee längst in Blüte standen, war Glasgow
rotz des Clyde kein Seehafen. Erst die Erschließung der Kohlenlager von Lanarkshire
und die dadurch bedingte Entwicklung der Glasgower Industrie machte es lohnend,
den bisher unbeachteten Wasserlauf so zu vertiefen, daß jetzt die größten Dampfer
mit der Flut mitten in die Stadt hineinfahren können. Bemerkenswert ist
dabei der „Zug nach dem Westen“, der auch in England zu beobachten ist. Im
ganzen Mittelalter wandten England und Schottland ihr Gesicht der Nordsee zu.
Dort liegen die alten Städte mit ihren Kathedralen und die Häfen, die bis in die
Neuzeit hinein die erste Rolle spielten. Erst im neunzehnten Jahrhundert machte
sich das rasche Aufsteigen Amerikas über dem Atlantischen Ozean geltend, und
dadurch kamen die westlichen Westhäfen Liverpool und Glasgow in die Höhe.

Besonders zahlreich sind in Schottland die Kohlenhäfen. Die Kohle von
Lanarkshire geht über Glasgow und Grangemuth, die von Ayrshire über Ardrossan,
Troon und Ayr, die von Haddington über Leith, und die Fifekohle über Burntis-
land und Methil. Die Kohlenhäfen am Firth of Forth sind die wichtigsten, ein-
mal, weil im Osten die Industrie nicht so entwickelt ist, so daß mehr Kohle für
die Ausfuhr zur Verfügung steht, sodann aber auch deswegen, weil die gegen-
überliegenden nordischen Länder kohlenarm sind. Daher ist auch der Verkehr
deutscher Dampfer am Firth of Forth und in den Tynehäfen besonders rege.

So umfangreich der Schiffsverkehr Schottlands, insbesondere Glasgows, auch ist, so hat sich dennoch keine größere Reederei dort halten können. In Glasgow z. B. haben sich eine ganze Anzahl kleiner und mittlerer Schiffahrtsunternehmungen herausgebildet. Sowie aber eine davon zu einem Großbetrieb heranwuchs, wanderte sie ab, entweder nach London, wie die zwei Frachtlinien Clan Line und Allan Line (die von der Canadian Pacific Railway aufgekauft wurde) oder nach Liverpool, wie die Anchor Line und die City Line, die beide neben dem Frachtgeschäfte auch den Passagierdienst pflegen. Die letztere gehört jetzt zur Gruppe der Ellerman Line und die erstere zur Cunard Line (die ihrerseits ursprünglich gleichfalls in Glasgow gegründet wurde). Offenbar ist Schottland als Hinterland zu klein, um einer erstklassigen überseeischen Dampferlinie genügend Rückhalt bieten zu können.

Für die Anlage von Binnenschiffahrtswegen scheinen die Vorbedingungen auf den ersten Blick in Schottland viel günstiger zu liegen, als in England. Nirgends nähern sich in England Nordsee und Atlantischer Ozean so, wie es in Schottland an zwei Stellen der Fall ist, im Tiefland zwischen Forth und Clyde und im Hochland in der alten geologischen Spalte des „Glen More“ zwischen Inverneß und Fort William. Beide Einschnürungen hat man durch Kanäle durchschnitten, und zwar wurde der Forth und Clyde Canal im Süden schon 1790 fertig, und der Caledonian Canal im Norden 1847. Der nur wenige Meilen lange Crinan Canal, der die Küstenschiffahrt von Clyde nach dem Norden abkürzt, wurde 1801 eröffnet. Der Forth and Clyde Canal, der seinerzeit als ein Wunder der Technik angestaunt wurde, hat der schottischen Wirtschaft mehrere Jahrzehnte lang vorzügliche Dienste geleistet, verlor aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Bau der Eisenbahnen seine Bedeutung. Er ist jetzt veraltet, namentlich wegen seiner zu vielen und zu kleinen Schleusen. Die Bahn, die ihn 1867 erworben hat, tut seit zehn Jahren nichts mehr dafür und lenkt den ganzen Güterverkehr über ihre Gleise. Eine Modernisierung oder ein Neubau würden sich nicht bezahlt machen, da nur wenige große Seeschiffe auf die neue Wasserstraße angewiesen sein würden. Der Hauptverkehr kommt vom Westen und findet in Glasgow sein Ziel, so daß er einen Kanal nicht braucht. Die Verhältnisse liegen also in Schottland ganz anders, als beim Manchester Ship Canal, der in das Herz des mittelenglischen Industriegebiets mit einer Bevölkerung von rund zehn Millionen Menschen hineinführt. Der Caledonian Canal und der Crinan Canal gehören dem Staate. Sie vermitteln noch einen gewissen Verkehr, dienen aber nur der Küstenschiffahrt.

Viel wichtiger sind für Schottland die Eisenbahnen geworden. Sie erst haben das Tiefland erschlossen und es mit dem englischen Industriebezirk und London in Verbindung gesetzt. Bis dahin waren das englische Hauptland und das schotti-

sche Nebenland, trotzdem sie auf derselben Insel lagen, fast nur durch die Segelschiffahrt miteinander verknüpft. Die Landwege waren schlecht und unsicher und wurden erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch den Schotten Mac Adam verbessert. Die Erfindung der Dampfschiffahrt bedeutete zwar einen großen Schritt vorwärts, aber erst der Bau der Eisenbahnen schuf die Möglichkeit für einen gleichmäßigen, ununterbrochenen Verkehr von Waren und Personen.

Die schottischen Bahnen dienen drei verschiedenen Aufgaben, je nachdem sie Hochland, Tiefland oder südliches Oberland durchziehen. Die spärlichen meist eingeleisigen Hochlandstrecken haben nur örtliche Bedeutung, sie vermitteln etwas Post- und Personenverkehr, ihre Güterbeförderung ist gering. Das Tiefland dagegen hat ein so dichtmaschiges Netz, wie es sonst nur an wenigen Stellen der Erde vorkommt. Der größte Knotenpunkt ist Glasgow, wo über ein Dutzend Linien zusammentreffen. Dabei liegt Glasgow nicht einmal an der großen nordsüdlichen Straße London-Aberdeen, die vielmehr an der Ostküste entlangführt. (Der Umweg über Stirling, der früher unumgänglich war, ist durch den Bau der beiden großen Brücken über den Tay und den Forth abgeschnitten worden). Im südlichen Oberland ist das Eisenbahnnetz wieder sehr weitmaschig. Den dortigen Strecken fällt vor allem die wichtige Aufgabe zu, die dünnbevölkerte Zone zu durchqueren, die Schottland von dem mittelenglischen Industriebezirk trennt. Wie sehr England und Schottland dadurch bereits zusammengewachsen sind, zeigte sich bei der kürzlichen Umgestaltung des britischen Eisenbahnnetzes, wo der anfängliche Plan der Regierung, alle schottischen Schienenwege zu einem einzigen Unternehmen zu vereinigen, gerade an dem Widerstande der schottischen Bahnen scheiterte. Diese wollten auf keinen Fall durch dazwischenliegende fremde Strecken von London und von den Midlands abgeschnitten werden. Statt selbständig zu bleiben und eine schottische Gruppe für sich zu bilden, zogen sie es vielmehr vor, sich den englischen Bahnen anzuschließen. Seit 1923 gibt es daher keine unabhängigen schottischen Bahnen mehr, diese sind vielmehr in den zwei englischen Gruppen aufgegangen, die von London bis an die Nordspitze Schottlands reichen, nämlich der London and North Eastern Railway im Osten und der London Midland and Scottish Railway im Westen. Die beiden Netze sind nicht scharf getrennt, sondern vielfach miteinander verflochten, so daß z. B. alle vier schottischen Großstädte von beiden Gesellschaften bedient werden.

Für die Anlage von Wasserkraftwerken ist das schottische Hochland durch seine reichlichen Niederschläge und das starke Gefälle seiner Wasserläufe weit besser geeignet, als England. Das eigentliche England besitzt bis jetzt überhaupt keine nennenswerten Wasserkraftwerke, nur in Nord-Wales hat man einen Anfang damit gemacht. Auch Schottland hat erst einen geringen Prozentsatz des vorhandenen Kraftvorrates in Anspruch genommen. Für kleinere Kraftwerke

sind die Möglichkeiten dort nahezu unbegrenzt. Fast in jeden Bach und in jede Schlucht könnte man eine Turbine einbauen, um ein Dorf mit Licht und Kraft zu versorgen. Da das Hochland aber so gut wie menschenleer ist, würde es an Abnehmern für den Strom fehlen, und es haben daher dort nur größere Anlagen Aussicht auf Verwirklichung. Bisher hat nur die British Aluminium Co. solche Anlagen errichtet. Schon lange vor dem Kriege nutzte sie in Foyers am Loch Neß den dortigen Wasserfall (ohne Aufstau) aus, und später hat sie in Kinloch-leven südlich von Fort William ein Staubecken und eine große Kraftanlage ge-baut. Gegenwärtig hat sie in Fort William ein drittes Kraftwerk begonnen, das vom Loch Laggan und Loch Treig aus gespeist werden soll. Eine Verstaatlichung der Kraftquellen des Hochlandes ist bisher nicht ins Auge gefaßt. Im Tiefland wird bisher noch alle elektrische Energie aus Kohlen gewonnen. Die bedeutend-sten Elektrizitätswerke sind dort die der Städte Glasgow und Edinburgh sowie die Clyde Valley Electric Power Co., die die Umgebung von Glasgow mit Strom versorgt. Diese letztere hat sich die Konzession zur Ausbeutung der Wasserfälle des Clyde bei Lanark oberhalb von Glasgow erteilen lassen, der größten Wasser-kraft, die im Tiefland zur Verfügung steht.

Im südlichen Oberland sind die Möglichkeiten zur Anlage von Wasserkraft-werken nur beschränkt. Die günstigste Gegend dafür ist der Südwesten (Galloway).

Der Kohlenbergbau ist die eigentliche Grundlage der schottischen Wirtschafts-blüte. Die meisten schottischen Industrien, vor allem die Schwerindustrie, würden niemals in Schottland Fuß gefaßt haben ohne die Kohlenlager, die ihnen billige Betriebskraft sicherten. Nur seinen Kohlenschätzen hat es das sonst wenig er-giebige Land zu danken, wenn es trotz seiner so weit nach Norden vorgeschobenen Lage in dem engen Raum des Tieflands eine so dichte Bevölkerung zu ernähren vermag. Kohlenlager finden sich nur im Tiefland. Die Urgesteine des Hochlands und des südlichen Oberlandes enthalten keine kohlenführenden Schichten. Die schottischen Kohlenfelder zerfallen in zwei Gruppen, eine östliche und eine west-liche, die beide mit den nordenglischen in keinem Zusammenhange stehen, sondern durch die breite Zone des südlichen Oberlandes von ihnen geschieden sind. Die östliche erstreckt sich von Haddingtonshire unter dem Firth of Forth bis nach Fifeshire hinüber und ist, wie schon erwähnt, hauptsächlich für die Ausfuhr nach den kohlenarmen Gebieten jenseits der Nordsee von Wichtigkeit. Viel ausgedehnter (aber auch schon stärker abgebaut) ist das westliche Vor-kommen, das wieder aus zwei Teilen besteht. Der größere von beiden ist das Kohlenfeld von Lanarkshire, auf dem die Glasgower Eisen- und Stahlindustrie sowie der Schiffbau am Clyde beruht. Die Lager reichen nördlich bis nach Stirlingshire hinein, wo die Carron Works liegen, die älteste Hochofenanlage Schottlands, und ein Zipfel greift sogar über den Firth nach der kleinen Graf-

schaft Clackmannan hinüber. Südwestlich von Glasgow scheiden die ausgedehnten Basaltflächen der „Renfrew Uplands“ das Kohlengebiet von Lanarkshire von dem von Ayrshire (Hauptort Kilmarnock). Der Staat und die Eisenbahnen besitzen keine eigenen Kohlengruben, auch sonst sind Großbetriebe die Ausnahme, die mittleren Unternehmungen herrschen vielmehr vor. Die Jahresförderung Schottlands beträgt rund 30 Millionen t, etwa 12% der Jahresmenge Großbritanniens, zufällig annähernd derselbe Prozentsatz, in dem auch die beiderseitigen Bevölkerungsziffern zueinander stehen.

Westlich von Edinburgh wird seit etwa 1850 Ölschiefer abgebaut und destilliert. Dieser schottische Gewerbezweig hat auf dem Gebiete der Petroleumindustrie Pionierarbeit geleistet, ist aber stets in Gefahr, von jener, die auf seinen Schultern steht, erdrückt zu werden. Denn die Petroleumgewinnung schöpft bisher noch aus dem Vollen und kann daher billiger arbeiten, als der schottische Bergbau, der den Schiefer unter Tage brechen und daraus erst das Rohöl herausschwelen muß. Auch hat man bisher in Schottland für die abgebrannte Schlacke keine rechte Verwendung finden können, sondern stürzt sie auf riesige Halden, die westlich von Edinburgh das Landschaftsbild weithin verunstalten. Daher hat die schottische Ölgewinnung andauernd schwer zu kämpfen und sich bisher kaum bezahlt machen können. Im Jahre 1919 wurden die damals noch übrigen vier Gesellschaften unter Mitwirkung der Regierung zu einem einzigen Unternehmen „Scottish Oils Ltd.“ zusammengeschlossen. Alle Aktien gehören seitdem der Anglo-Persian Oil Co., die auch in Grangemouth eine große Raffinerie für das von ihr eingeführte persische Rohöl errichtet hat.

Auch England besitzt Lager von Ölschiefer, die sich von Norfolk an der Nordsee bis Dorset am Kanal erstrecken. Sie sind nicht nur ausgedehnter, als die schottischen, sondern ihr Ölgehalt ist auch größer. Wenn sie trotzdem nicht abgebaut werden, so liegt das einerseits an ihrem hohen Prozentsatz von Schwefel, andererseits daran, daß die ungünstigen Erfahrungen in Schottland abschreckend gewirkt haben. Die englischen Vorkommen bleiben aber als wertvolle Reserven späteren Zeiten vorbehalten, wenn erst die überseeischen Petroleumquellen nicht mehr so reichlich fließen werden, so daß es leichter sein wird, den Wettbewerb mit ihnen aufzunehmen.

Auf der Kohlengewinnung baut sich die schottische Industrie auf. Auch diese ist fast ganz auf das Tiefland beschränkt. Die Verhältnisse liegen in Schottland also anders, wie z. B. in Deutschland, wo sich gerade in den Mittelgebirgen häufig Hausgewerbe und später Fabriken entwickelt haben. Die schottischen Berge sind rohstoffarm, sie besitzen weder Holz noch Mineralien. Hindernd wirkte auch die Unsicherheit, die dort bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte sowie die spärliche Besiedelung (die zum Teil künstlich durch Bauern-

legen herbeigeführt worden war). Als einziges Gewerbe war früher hier dort und im Hochlande die Whiskybrennerei vertreten, und erst in diesem Jahrhundert hat die Aluminiumindustrie mit ihren Wasserkraftwerken zuerst wieder einen neuen Gewerbezweig dort eingeführt. Dagegen hat sich im südlichen Oberlande am Tweed aus der dortigen Schafzucht die Wollspinnerei und Weberei entwickelt, die jetzt längst zum Fabrikbetrieb übergegangen ist.

Im Tieflande ist der Hauptsitz der Industrie vor allem das westliche Kohlengebiet (Lanarkshire und Ayrshire). Fast alle Hochöfen sowie Stahl- und Walzwerke liegen dort. Die Kohlenlager an der Nordsee dagegen haben keine Eisen- und Stahlindustrie hervorgebracht, die östlichste Hochofenanlage Schottlands ist vielmehr die der Carron Works in Stirlingshire. Die schottischen Hochöfen werden nicht wie die englischen mit Koks, sondern fast alle mit Schieferkohle (splint coal) beschickt. Sie müssen daher kleiner sein, als die englischen (ein Ofen liefert nur etwa 40 t Roheisen täglich) und arbeiten unwirtschaftlicher. Auch sind die Anlagen veraltet, die meisten kommen aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein weiterer Nachteil gegenüber England ist der, daß Hochöfen und Stahlwerke sehr oft räumlich getrennt sind. Viele Werke stellen überhaupt keinen Stahl her, sondern verkaufen ihr Roheisen im offenen Markte. So gibt es z. B. in ganz Ayrshire nur Hochöfen, keine Stahl- und Walzwerke. Heute, wo man überall den Fabrikationsprozeß auf jede Weisc abkürzt und das Roheisen womöglich noch flüssig in den Stahlofen und von da rotglühend in das Walzwerk leitet, bedeutet diese Trennung für die schottische Industrie einen nicht zu unterschätzenden Nachteil. Da die Stahlwerke in Schottland vorwiegend für die Bedürfnisse des Schiffbaus arbeiten, ist der Bessemerprozeß wenig im Gebrauch, vielmehr wird fast nur "open hearth steel" hergestellt. Die Werften, die jetzt die Hauptabnehmer der schottischen Eisenindustrie sind, stammen zum Teil noch aus der Zeit der Holzschiffe, ihre eigentliche Blüte kam aber erst mit dem Übergang zum Eisenschiff, da sie nun ihren Baustoff vor der Tür hatten, statt ihn von weither beziehen zu müssen. Der Clyde ist jetzt das größte Schiffbauzentrum der Welt. Die dortigen Werften sind im Stande, eine Million t jährlich vom Stapel zu lassen, etwa ein Drittel der Leistungsfähigkeit von ganz Großbritannien. Wenn man zum Schiffbau alle Betriebe rechnet, die mit den Werften in derselben Produktionskette arbeiten (Fabriken von Kesseln und Schiffsmaschinen, Röhren- und Blechwalzwerke, Stahlwerke, Hochöfen und Kohlengruben), so kann man schätzen, daß im nichtschottischen Industriebezirk ungefähr 50 % aller Arbeiter vom Schiffbau abhängen. Umso schwerer werden diese durch das gegenwärtige Überangebot an Schiffsraum und die dadurch verursachte Dauerkrisis des Schiffbaus betroffen. Der Prozentsatz der Arbeitslosen in Glasgow und Umgebung ist daher etwa doppelt so hoch wie im Durchschnitt des Landes.

Die schottische Schwerindustrie betätigt sich außer im Schiffbau auch noch auf anderen Gebieten. So stellt die mit Vickers zusammenhängende Firma William Beardmore nicht nur Schiffe und Schiffsmaterial her, sondern auch Panzerplatten, Geschütze usw., und die North British Locomotive Co. ist die größte Lokomotivfabrik des Landes. Von sonstigen Industrien Westschottlands sind zu erwähnen die Türkischrotfärbereien am Leven, dem Ausflusse des Loch Lomond, die Nähfadenindustrie von Paisley, die in der ganzen Welt führend ist, die Zuckerraffinerien von Greenock, deren Gründung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreicht, die vom Nobeltrust in Ardeer an der Westküste errichtete große Sprengstoffabrik, die Singersche Nähmaschinenfabrik in Clydebank u. a. m. Die in Glasgow und Umgebung vertretenen Industriezweige sind so mannigfaltig, daß es im Rahmen dieser Skizze nicht möglich ist, eine auch nur einigermaßen vollständige Liste davon zu geben.

An der Ostküste ist in Aberdeen, abgesehen von den Fischräuchereien, nur die seit etwa 100 Jahren dort eingeführte Granitindustrie zu erwähnen. Die größte Industriestadt im Osten ist Dundee, wo sich die Spinnerei und Weberei von Leinen und Jute konzentriert hat. Hergestellt werden Sackleinen, Säcke und Segeltuche. Auch die Marmeladenindustrie ist in Dundee besonders stark vertreten. In Dunfermline (Fifeshire) wird Tischleinen angefertigt und in Kirkcaldy Linoleum.

Edinburgh ist keine eigentliche Fabrikstadt. Am meisten tritt dort die Papierfabrikation und Druckerei in den Vordergrund.

Die ersten Anfänge der schottischen Industrie reichen bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, als die Zolleinigung mit England schon längst eine vollendete Tatsache war. Die schottische Industrie ist daher niemals ein in sich abgeschlossenes Ganze gewesen, sie weist vielmehr viele Lücken auf, da sie sich von vornherein als Glied in die gesamtbritische Wirtschaft einzufügen hatte. Sie hatte stets mit der englischen Konkurrenz zu rechnen, vor der sie durch keine Zollmauer geschützt war, so daß es bald zu einer gewissen Arbeitsteilung zwischen beiden kommen mußte. Sehr klar zeigt sich dies beim Textilgewerbe. In der Baumwollindustrie z. B. hat Lancashire fast ein Monopol. Schottland hat dem nichts Ähnliches zur Seite zu stellen, seine eigene Baumwollweberei ist ganz unbedeutend, dafür ist Schottland aber auf dem Spezialgebiet der Nähfadenindustrie führend. Ebenso ist es bei den Wollwaren, wo sich Schottland auf eine bestimmte Art Gewerbe, die „Tweede", beschränkt und alles übrige Yorkshire überläßt. So gut wie konkurrenzlos dagegen ist Schottland dann wieder in der Juteindustrie. Bei der Leinenindustrie ist die Verteilung die, daß Segeltuch aus Dundee und Tischwäsche aus Dunfermline kommen, während die feinen Gewebe in Irland hergestellt werden.

Bei den Gärungsgewerben besteht ein charakteristischer Gegensatz darin,

daß in England, wo Bier das nationale Getränk ist, die Brauerei überwiegt, in Schottland dagegen die Whiskybrennerei. Der nächst der Firma Buchanan-Dewar an zweiter Stelle stehende Whiskytrust, die Distillers Co., hat zugleich für ganz Großbritannien das tatsächliche Hefemonopol.

In der Schwerindustrie ist die Trennungslinie zwar weniger scharf, immerhin ist dort die Eigenart Schottlands deutlich genug durch die zentrale Stellung des Schiffbaus betont. Absolut genommen ist allerdings die jährliche Leistungsfähigkeit des übrigen Großbritanniens mit zwei Millionen Tonnen ungefähr doppelt so hoch, wie die der schottischen Werften, relativ bedeutet aber der Schiffbau für Schottland viel mehr als für England mit seiner achtmal so großen Bevölkerung.

Der Standort der einzelnen Industrien innerhalb Schottlands läßt sich nicht überall wirtschaftsgeographisch begründen. Eine große Rolle spielten früher die Rohstoffe, doch haben sie mehr und mehr an Wichtigkeit verloren. So hatten sich z. B. ursprünglich die Wollindustrie am Tweed und die Leinenweberei in Dundee auf Grund der dortigen Schafzucht und des Flachsbaus entwickelt. Beide Gewerbe sind jedoch inzwischen längst von der heimischen Zufuhr unabhängig geworden und verarbeiten jetzt vorwiegend, wenn nicht ausschießlich, eingeführte Rohstoffe. Die Nähfadenindustrie hat in Paisley einen günstigen Standort, weil die größere Luftfeuchtigkeit in der Nähe der Westküste das Spinnen feinerer Garnnummern erleichtert. Die Eisenindustrie bevorzugt in Schottland wie überall die Nähe der Kohlenlager. Ursprünglich wurde außerdem auch Eisenerz in der Nachbarschaft der Kohlen abgebaut. Jetzt arbeiten die Hochöfen schon lange überwiegend mit überseeischen Erzen. Der Schiffbau wiederum folgte den Eisen- und Stahlwerken und siedelte sich deswegen vor allem am Clyde an, weniger dagegen im Osten, wo die Eisenindustrie fehlt, der Lokomotivbau konnte in Glasgow an die dortige Fabrikation von Schiffskesseln und Schiffsmaschinen anknüpfen. Die Aluminiumindustrie braucht billige Wasserkräfte, die sie im Hochland reichlich antrifft. Die Einbürgerung der Juteindustrie in Dundee erklärt sich dadurch, daß man in der Jute einen billigen Ersatzstoff für die am gleichen Orte gewebte Sackleinwand fand. Daß die Zuckerraffinerien gerade in Greenock errichtet wurden, liegt wohl daran, daß im 18. Jahrhundert die aus Westindien kommenden Segelschiffe den Clyde nicht weiter hinauffahren konnten. Bei großen Industriebezirken, wie z. B. Glasgow, wirkt schließlich ein gewisses Gesetz der Schwerkraft durch, sie ziehen immer neue Fabrikationszweige an, weil dort die meisten Vorbedingungen schon vorhanden sind, die anderswo erst geschaffen werden müßten.

Ganz große Unternehmungen sind in Schottland selten, immerhin haben sich im Laufe der Zeit einige herausgebildet, so die North British Locomotive Co., die Whyskytrusts Buchanan-Dewar, Distillers Co., John Walker, die Jute-Industrie

Ltd., die Eisenwerke Baird & Co. u. a. m. Mitunter war diese Vertrustung (ähnlich wie bei den Eisenbahnen- und Schiffahrtsgesellschaften) mit dem Übergang in englische Hände verbunden. So gehört jetzt das große Stahlwerk David Colville & Sons zu dem Konzern von Harland & Wolff, Belfast, während an diesem wiederum die Firma John Brown in Sheffield beteiligt ist; das Stahlwerk William Beardmore steht in enger Verbindung mit Vickers Ltd., von den schottischen Schieferölwerken (Scottish Oils Ltd.) befinden sich, wie schon erwähnt, alle Aktien in den Händen der Anglo-Persian Oil Co. u. s. w. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um eine „horizontale Vertrustung", d. h. den Zusammenschluß gleichartiger Unternehmungen, so bei Whisky, Nähgarn, Jute, Öl, mitunter aber auch um die vertikale Zusammenschmiedung einer ganzen Produktionskette. Dies ist vor allem der Fall bei der Eisen- und Stahlindustrie und im Schiffbau. Damit das fertige Schiff entsteht, müssen Kohlengruben, Hochöfen, Stahlwerke, Walzwerke, Maschinenfabriken und Werften zusammenwirken. Früher waren alle sechs Glieder dieser Reihe fast stets getrennt, die Tendenz geht aber unverkennbar dahin, die verschiedenen selbständigen Fabriken dieser Reihe zu bloßen Abteilungen innerhalb eines einzigen Unternehmens zu machen. Kohlengruben und Hochöfen gehören jetzt schon ausnahmslos zusammen, ebenso meistens die Stahl- und Walzwerke sowie schließlich die Fabriken von Schiffsmaschinen und die Werften. Es gibt aber immer noch manche Werften, die ihre Maschinen nicht selber herstellen, und ebenso sind z. B. die Röhrenwalzwerke noch darauf angewiesen, ihren Stahl im offenen Markte zu kaufen. Von den schottischen Hochöfen verarbeitet bisher höchstens die Hälfte ihr Roheisen zu Stahl, und ebenso ist es auf der anderen Seite noch eine Ausnahme, daß eine Werft ihren Schiffbaustahl in eigenen Stahl- und Walzwerken herstellt.

Die verschiedenen Zwischenprodukte sind also in Schottland noch vielfach Handelsartikel geblieben, während in anderen Ländern die Industrie danach strebt, ihre Rohstoff- und Halbfabrikate aus eigenen Betrieben zu beziehen und erst das letzte Endprodukt des Fabrikationsprozesses auf den Markt zu bringen.

Die schottische Industrie ist im wesentlichen eine Ausfuhrindustrie, sie arbeitet nicht ausschließlich oder vorwiegend für den inneren Markt, sondern hat als Absatzgebiet ganz Großbitannien und seine Kolonien sowie womöglich das Ausland im Auge. Die meisten schottischen Erzeugnisse (Granit, Kohlen, Roheisen, Schiffe, Lokomotiven, Aluminium, Chemikalien, Jutewaren, Wollstoffe, Nähfaden, Marmelade, Whisky, Salzheringe) werden in großen Mengen ausgeführt, und bei vielen überwiegt die Ausfuhr weitaus den heimischen Verbrauch. Schottland ist zu dieser Ausfuhr gezwungen, wenn es seine überschüssige Bevölkerung ernähren und die eingeführten ausländischen Rohstoffe bezahlen will. Daß Ausfuhr und Einfuhr sich gegenseitig bedingen, war bis in die neueste Zeit hinein fast ein

Glaubensartikel in Schottland. Das Land war daher überwiegend freihändlerisch gesinnt, und erst jüngst haben unter dem Druck der andauernden Absatzkrise auch schutzzöllnerische Neigungen in Schottland an Boden gewonnen.

Was den schottischen Außenhandel anbetrifft, so ist die Ausfuhr oben bereits erwähnt. Die Einfuhr besteht teils aus Nahrungsmitteln (Weizen, Zucker, lebendem Vieh, Gefrierfleisch), da die schottische Landwirtschaft nur einen kleinen Teil der Bevölkerung ernähren kann, teils aus Rohstoffen und Hilfsstoffen für die schottische Industrie, wie Eisenerz (aus Spanien und Marokko), Grubenhölzern (aus Osteuropa), rohem Petroleum, Schiffbaustahl für die Werften, Rohaluminium, Kork, Jute, Baumwolle, Flachs, Wolle usw.

Die wichtigsten Ausfuhrwaren, die heute aus Schottland nach Deutschland gehen, sind Kohlen, Roheisen und Heringe. Wenn es auch durch statistische Zahlen nicht zu belegen ist, so kann man doch annehmen, daß die Handelsbilanz zwischen Schottland und Deutschland zugunsten des ersteren steht, während in England das Verhältnis normalerweise umgekehrt zu sein pflegt.

Im Bankwesen bestehen zwischen England und Schottland die größten Verschiedenheiten. Der englische Bankbetrieb hat sich immer mehr in London konzentriert, wo sich für die verschiedenen Zweige des Bankgeschäftes eine Reihe von Typen entwickelt haben, die fünf großen Riesenbanken, eine Anzahl mittlerer Aktienbanken und Privatbankiers (die allerdings neuerdings nach und nach von den „big five" aufgesaugt werden), die Kolonialbanken, Überseebanken usw. Über allen steht „the bankers bank", eine einzige Zentralnotenbank, die Bank von England. Der Umlauf der wenigen sonstigen Banken, die noch ein Notenausgaberecht besitzen, kommt daneben gar nicht in Betracht. Ganz anders ist das Bild in Schottland. Dort gibt es nur einen einzigen Typ, die Notenbank, von denen sich noch acht erhalten haben. Die älteste von ihnen, die Bank of Scotland, ist schon 1695 gegründet, also um ein Jahr jünger als die Bank of England, sie hat aber nicht wie diese, irgend ein Vorrecht gegenüber den anderen Banken. Früher konnte vielmehr jede schottische Bank ohne weiteres Noten bis zu einem Pfund hinunter ausgeben, und zwar ohne Metalldeckung. Erst im Jahre 1845 setzte Sir Robert Peel seine Bankakte durch, wonach in Schottland keine neuen Notenbanken mehr errichtet werden durften. Die bestehenden behielten zwar alle das Recht, ungedeckte Noten auszugeben, aber nur in der Höhe ihres damaligen Umlaufes. Für darüber hinausgehende Beträge mußte in Zukunft Metalldeckung vorhanden sein. Dieses Gesetz verschaffte den damals vorhandenen schottischen Notenbanken eine Monopolstellung und zugleich Unabhängigkeit von London. Die schottischen Notenbanken beherrschen seitdem das Feld in Schottland allein. Sie betreiben neben der Notenausgabe auch sämtliche sonstigen Bankgeschäfte, haben überall im Lande Zweigstellen errichtet und lassen keine andere Art von Bank neben sich aufkommen.

Seit dem Kriege hat sich die Lage der schottischen Banken wesentlich geändert, vor allem dadurch, daß die Regierung Schatzscheine (treasury notes) in Höhe von 1 £ und 1/2 £ ausgegeben hat, die überall, auch in Schottland, umlaufen und vom Publikum ebenso gern genommen werden, wie die Banknoten. Die Treasury notes gelten als „legal tender“ und können von den Banken als Deckung für ihre Noten verwandt werden. Seitdem halten die schottischen Banken nur ganz geringe Goldbestände, fast alles Gold befindet sich vielmehr seit dem Kriege in den Tresors der Bank of England. Die wichtigste Änderung aber ist wohl die, daß in den letzten Jahren die fünf Londoner Großbanken begonnen haben, sich in Schottland festzusetzen. Drei von ihnen haben bereits vier schottische Notenbanken aufgekauft, und den zwei in Schottland noch unvertretenen Londoner Großbanken wird es vermutlich ebenfalls gelingen, sich eine oder die andere der noch unabhängigen vier schottischen Institute anzugliedern. Die Selbständigkeit des schottischen Bankwesens dürfte daher bald ganz aufhören und seine völlige Verschmelzung mit dem englischen ist nur noch eine Frage der Zeit.

In auffallendem Gegensatze zu diesem unaufhaltsamen Zusammenwachsen auf wirtschaftlichem Gebiete steht der neuerdings immer schärfer hervortretende Zug zur politischen Dezentralisation. Die 1707 durchgeführte Union zwischen den beiden bis dahin völlig getrennten Königreichen England und Schottland hatte seinen Grund gerade in wirtschaftlichen Erwägungen. Die Schotten erreichten dadurch den freien Handel und die völlige Gleichstellung mit den Engländern in England und den englischen Kolonien, die ihnen bis dahin versagt gewesen war. Trotzdem blieben die beiden Länder noch lange wirtschaftlich getrennt, und auch die politische Einigung machte sich in Schottland wenig fühlbar, da die alten Gesetze einstweilen erhalten blieben und nur wenige neue dazu kamen. Als aber die Eisenbahnen im neunzehnten Jahrhundert die bis dahin getrennten Nachbarländer mehr und mehr zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet verschmolzen und andererseits eine umfangreiche Gesetzgebung einsetzte, erwies es sich bald als unmöglich, die bisherige Zentralisation ungemildert aufrecht zu erhalten und bei den so vielfach anders gearteten Verhältnissen Schottlands jede Einzelheit von London aus zu regeln. Es wurden daher in den letzten fünfzig Jahren verschiedene schottische Behörden (Education Department, Fishery Board, Board of Agriculture, Board of Health) geschaffen und einem besonderen Staatssekretär für Schottland unterstellt. Dabei handelt es sich indessen keineswegs um eine eigentliche Selbstverwaltung. Jeder penny, den diese Behörden ausgeben, muß vom Parlament in London bewilligt werden, und ferner muß der Staatssekretär nach dem englischen parlamentarischen System stets der regierenden Partei angehören, auch, wenn diese in Schottland in der Minderheit geblieben sein sollte. Das jetzige System, wonach jede, auch die kleinste Angelegenheit, wenn sie über die Zuständigkeit

der Gemeinden und Grafschaften hinausgeht, in London erledigt werden muß, bleibt jedoch sehr unbequem und belastet außerdem das Parlament und das Kabinett ungebührlich. Der Ausbau der schottischen Behörden zu einer wirklichen Selbstverwaltung wird zweifellos einmal kommen, wenn sich auch ein bestimmter Zeitpunkt dafür nicht genau vorher sagen läßt. Politische Selbständigkeitsbestrebungen, denen der irische Freistaat als Muster vorschwebt, sind zwar auch in Schottland hier und da vorhanden, sie sind aber aussichtslos, da die Schotten niemals darauf verzichten werden, in Westminster mitzusprechen. Die Home Rulefrage ist daher in Schottland nur eine administrative, keine politische Angelegenheit.

Auch in ihren Beziehungen zu Deutschland zeigen Schottland und England einen interessanten Gegensatz. London hat von jeher eine nicht unbeträchtliche deutsche Kolonie beherbergt. Im Mittelalter hatten die Hanseaten dort ihren Stahlhof, und später zogen die hannoverschen Könige manche deutschen Zuwanderer nach sich. Auf der anderen Seite war der Zuzug von Engländern nach Deutschland niemals erheblich. Die Schotten dagegen haben von ihren Nordseehäfen aus durch das ganze Mittelalter Deutschland des Erwerbes halber aufgesucht, und zwar war ihr Ziel weniger der ihnen benachbarte deutsche Nordwesten, als vielmehr die Ostsee, insbesondere das Gebiet des ehemaligen deutschen Ordens, wo noch heute Nachkommen von ihnen leben. Womit sie Handel trieben, zeigt das Wort „spruce“, das „preußisch“ bedeutet und auf Leder und Fichtenholz angewandt wird. In welcher Schätzung Preußen damals stand, geht daraus hervor, daß „land of spruce“ sogar in der Bedeutung „Schlaraffenland“ gebraucht wurde. Umgekehrt fühlten sich deutsche Zuwanderer damals nicht nach Schottland hingezogen. Erst von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an wurde dies anders. Seitdem besteht zwischen Schottland und England keine wesentliche Verschiedenheit mehr. In beiden Reichsteilen lebten bis zu dem Kriege eine nicht unbeträchtliche Anzahl von deutschen Kaufleuten, Handwerkern, Gastwirten, Kellnern, Bergleuten usw., die seit 1914 bis auf ganz geringe Reste verschwunden sind.

WALTHER KÜHN:

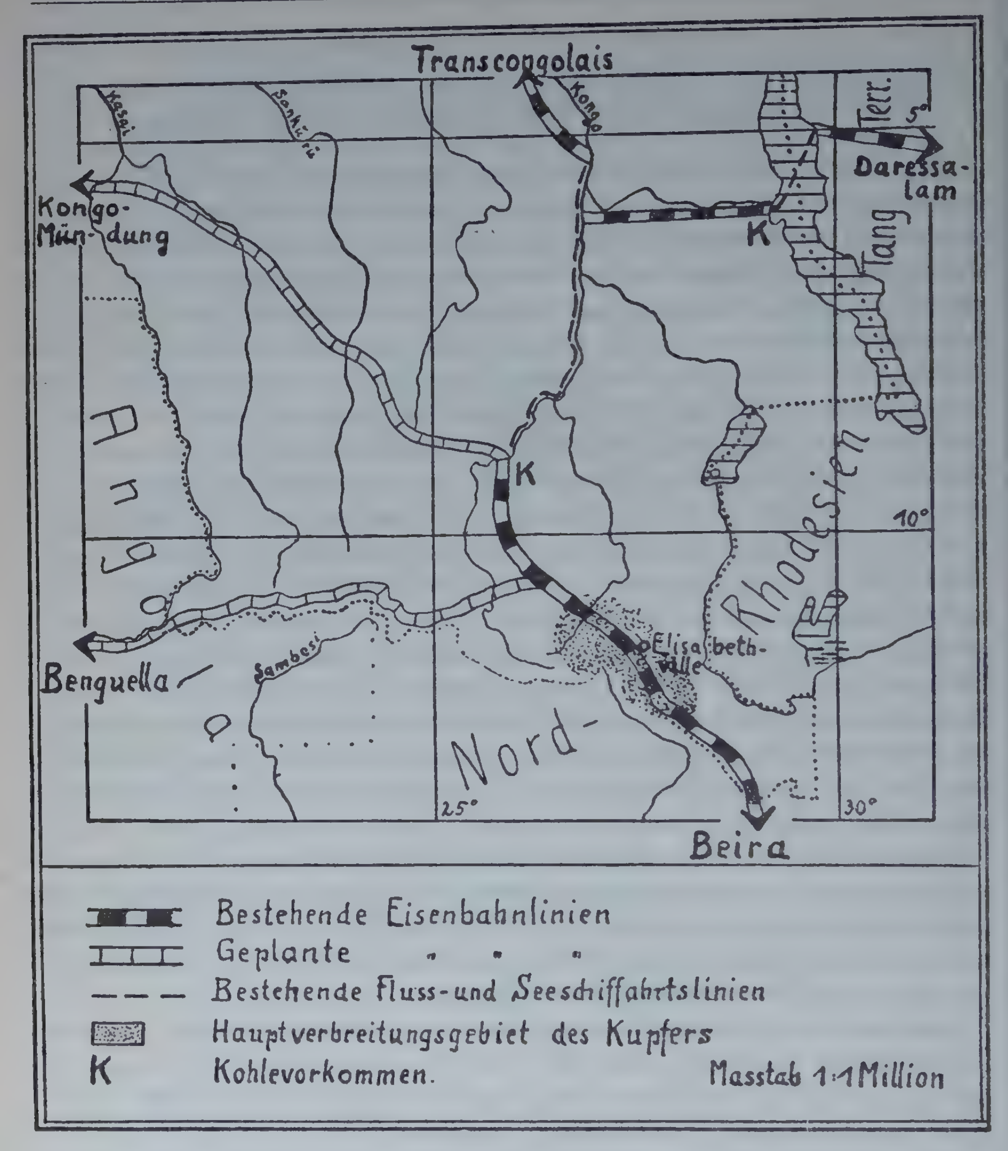
ENGLÄNDER UND BELGIER IM KAMPFE UM DIE VORHERRSCHAFT IN DER AUSBEUTUNG DER KUPFERSCHÄTZE KATANGAS

Auf S. 234 ff. dieser Zeitschrift hat mein hochverehrter Lehrer Geh. Rat Hans Meyer die wirtschaftliche Überfremdung der beiden portugiesischen Kolonien Angola und Moçambique durch die Engländer dargelegt. Sie beruht einerseits auf der Schwäche der portugiesischen Kolonisation, verbunden mit dauerndem Geldmangel; auf der anderen Seite ist die Schwellenlage, besonders Moçambiques, ausschlaggebend für den starken Einfluß der Engländer, denen das Hinterland gehört.

Es sind zwei alte Wahrheiten, daß Gebiete, die fern von den großen Linien des Weltverkehrs inmitten eines Kontinentes liegen, wirtschaftlich nur gehoben werden können, wenn sie durch Eisenbahnen Anschluß an dieses Verkehrsgetriebe erhalten, ferner aber auch, daß nur die das Land wirtschaftlich beherrschen, die diese Verkehrswege in der Hand halten. Seit langem nun sind diese beiden Wahrheiten von den Engländern beherzigt worden, wie in unserem Falle der Bau der Beira- und Benguellabahn zeigt. Ihr Entschluß zum Bau dieser Bahnen ist aber nicht zuletzt durch die hohen wirtschaftlichen Aussichten des Gebietes gefördert worden, das ihnen zwar heute noch nicht gehört und in das vorerst nur die Beirabahn mit ihrem letzten Ende hineinragt: Katanga. Diese erzreiche Südostecke der belgischen Kongokolonie an der Kongo-Sambesi-Wasserscheide ist dadurch ein Land stärksten wirtschaftlichen Kampfes zwischen Engländern und Belgiern geworden. Es wird am Schlusse dieser Zeilen nicht schwer fallen, den Sieger in diesem Kampfe vorauszusagen.

Unter Katanga soll im folgenden der Einfachheit halber in Abweichung von der belgischen Bezeichnungsweise, die unter Katanga die ganze Südostprovinz der Kolonie mit einem Flächeninhalt größer als das Vorkriegsdeutschland versteht, nur das Gebiet längs der Wasserscheide (im allgemeinen über 1200 m hoch) verstanden werden (Haut-Katanga der Belgier). —

Wer mit dem schnellen Flugzeug über das gewaltige Gebiet des tropischen Afrikas dahineilen könnte, dem müßte aus der Monotonie riesiger, in allen Abtönungen zwischen dunkelgrün und gelbrot leuchtender Farben sofort das erzreiche Katanga als der Punkt stärksten europäischen Eingriffes in die Landschaft auffallen. Wo hier vor einigen Jahrzehnten das Leben der Natur, noch unbeeinflußt von der spärlichen Bevölkerung und unberührt von dem alles umgestaltenden Europäer, sich rein nach den Gesetzen der kausalen Wechselwirkungen vollziehen konnte, da werden heute Erzhügel abgegraben und an anderer Stelle Halden neu aufgeschüttet, da wird heute der Wald niedergemacht, um Raum zu gewinnen für die Bauwerke des Menschen: Wohnhäuser für eine immer mehr wachsende Be-



völkerung, Hochöfen und andere Anlagen der Verhüttungsindustrie für eine immer sich steigernde Kupfergewinnung.

Aus den Riesenzahlen über den Kupferreichtum Katangas, mit dem die Belgier einst hofften, den Kupferbedarf der ganzen Welt decken und wirksam auf den von den Amerikanern angegebenen Kupferpreis drücken zu können, sind doch in den letzten Jahren Zahlen geworden, die hinter denen der Kupfererzlagerstätten von

Nordamerika oder Chile weit zurückstehen. Gewiß kamen in Katanga im „eisernen Hut“ lokale Anreicherungen von 30—40% vor. Aber Erze dieses Gehaltes sind jetzt nicht mehr zu finden, nachdem sie einmal von den Eingeborenen, die ja seit langer Zeit schon die Kupfergewinnung betrieben, andererseits aber auch von den Europäern in den ersten Jahren im Raubbau dem Hochofen zugeführt worden waren. Trotzdem ist mit 6—8%, wie die neueren Zahlen lauten, der Reichtum Katangas noch ein großer zu nennen. Ein solch hoher Prozentsatz, der hier überhaupt den Abbau erst lohnend macht, wird auf der ganzen Erde nicht wieder erreicht (die amerikanischen Minen führen höchstens 5%, Rio Tinto 3%, Mansfeld 1—2%). Beim Vergleich der absoluten Mengen muß allerdings Katanga hinter den amerikanischen Minen zurückstehen (insbesondere hinter den nordchilenischen, aber auch hinter denen von Montana, Arizona und Keweenaw).

Die Kupfererzgewinnung in Katanga, die seit 1910 im Gange ist, erfolgt im Tagebau. Das bedeutet einen großen Vorteil, denn auf allen anderen Kupfererzlagerstätten der Welt muß das Kupfererz aus tiefen Schächten herausgeholt werden, so z. B. in Keweenaw aus 1800 m Tiefe. Ob sich die Kupfererzgewinnung in Katanga bei Tiefbau und — wie vermutet wird — geringerem Prozentgehalt noch lohnen wird, muß erst die Zukunft lehren.

Die Kupferproduktion Katangas ist seit Beginn stetig gewachsen bis auf 43000 t im Jahre 1922 (= 6—7% der Weltproduktion). Während alle anderen Kupferminen der Erde nach einem gewaltigen Aufschwung im Kriege von 1918 ab infolge Überproduktion immer weniger förderten, ging die Entwicklung Katangas dauernd nach oben. Die Erklärung bietet einmal die Unabhängigkeit von dem produktions- und preisgestaltenden amerikanischen Kupfermarkte, denn Katanga liefert sein ganzes Kupfer nach England; ferner aber auch die Tatsache, daß es in Katanga gegenüber der allgemeinen Preissteigerung auf der ganzen Welt gelungen ist, die Gestehungskosten trotz der großen Entfernung von den europäischen Verarbeitungszentren durch den hohen Prozentgehalt, den Tagebau und seit 1919 teilweise Verwendung eigener (Katanga)-Kohle dauernd niedrig zu halten. Vorher mußte die gesamte Kohle zum Verhütten von dem über 1000 km entfernten rhodesischen Kohlevorkommen bei Wankie geholt werden. Wieviel jetzt noch eingeführt wird nach Katanga, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Verhüttung erfolgt, um die Transportkosten auf ein Minimum zu bringen, in Katanga an Ort und Stelle. Die Flußmittel (Kalkstein, Eisenkies) sind fast unmittelbar zur Hand.

An den erzfördernden Gesellschaften ist englisches Kapital zu einem großen Teil beteiligt, die Verhüttungsindustrie arbeitet fast völlig mit englischem Gelde, und natürlich ist ebenso der ganze Transport in englischen Händen. Vor dem Krieg wurde das gewonnene Kupfer an eine deutsche Firma geliefert, und auch die Verschiffung erfolgte von Beira aus mit der deutschen Woermannlinie.

Mit Beginn des Krieges haben sich die Engländer sofort auch hier an die Stelle der Deutschen gesetzt.

Hinter dem Kupfer treten alle anderen Metalle, soweit sie in Spuren oder auch abbauwürdigen Mengen (z. B. Zinn) nachgewiesen worden sind, weit zurück. Eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung kommt aber Katanga noch insofern zu, als das ganze Gebiet längs der Kongo-Sambesi-Wasserscheide, soweit es über 1200 m hoch liegt, sich für Europäersiedelungen eignet und auch die Viehzucht gestattet, wenn erst einmal der Tsetse in den Rand- und Nachbargebieten noch energischer zu Leibe gegangen wird, wozu Anfänge schon gemacht sind. Aber dieser letztere Gesichtspunkt ist für die wirtschaftliche Durchdringung und die Begehrungsgelüste der Engländer keineswegs maßgebend gewesen, denn sie brauchen keine Siedelungskolonie. Es ist also nur das Kupfer gewesen, was die Augen der Engländer auf Katanga lenkte. Und mit dem Bau der Bahnen, also der Zu- und Abfuhrwege, setzen sie dieses ihr sonst vage und aussichtslose Begehren um in erfolgreiche, zunächst nur wirtschaftliche Vorstöße, die in den Bahnen eine gute Rückenversteifung besitzen.

„Ohne Eisenbahn ist der Kongo keinen Penny wert". Dieses Wort Stanleys auf der Berliner Konferenz 1885 gilt für keine Provinz des $2^1/_3$ Millionen qkm großen Gebietes mit größerem Rechte als für das so zentral gelegene Katanga. Aber noch lange 25 Jahre mußte es warten, bis es durch den Schienenstrang in das pulsierende Leben des Weltverkehrs einbezogen wurde. Zum größten Schmerze aller Belgier kam dieser Anschluß von Süden her, von den gefürchteten Engländern; viel lieber hätte man in Belgien einen Weg von der Kongomündung nach Katanga durch eigenes Gebiet gesehen. Dieses Bestreben, unbedingt einen „nationalen" Weg zu haben, ließ sie denn auch den "Transcongolais" mit relativ großer Schnelligkeit ausbauen, so daß er 1910 nur wenig später als die Beirabahn fertig wurde.

Ganz anders wie die Belgier dachte ein Engländer namens Robert Williams, der seit 1910 die Seele und die treibende Kraft in der wirtschaftlichen Entwicklung Katangas genannt werden muß. Ihm kam es nur darauf an, den schnellsten und billigsten Transportweg nach der Küste zu finden, ohne Rücksicht auf territoriale Zugehörigkeit. Als 1906 die Bahn von Kapstadt her den Sambesi erreicht hatte und auch die Querverbindung nach Beira fertig war, bestanden keine nennenswerten Hindernisse mehr, den Schienenstrang bis nach Katanga vorzutreiben. 1910 war die 2600 km lange Linie von Beira bis zur Hauptstadt Katangas, Elisabethville, vollendet. Nur wenig später wurde der "Transcongolais" fertig. 1915 war dann mit der Vollendung der deutsch-ost-afrikanischen Zentralbahn ein dritter Weg nach Katanga hergestellt. Im Bau ist zur Zeit neben der Benguellabahn, wenn man den Angaben der Belgier glauben darf, noch eine direkte Verbindung von der Kongomündung nach Katanga, die in ziemlich gerader Linie

verlaufen soll. Man ersieht daraus, daß der Ehrgeiz der Belgier immer noch nicht zur Ruhe gekommen ist: Sie wollen eben einen eigenen "nationalen" Weg haben.

Der Vergleich aller dieser schon bestehenden oder im Bau befindlichen Verkehrswege nach Katanga ergibt zunächst, daß der "Transcongolais" wegen seiner Länge von 4000 km und seiner Beschwerlichkeit (siebenmaliges Umladen zwischen Wasser- und Schienenwegen) und die Bahn nach Kapstadt ebenfalls wegen ihrer Länge von 3800 km praktisch nicht in Frage kommen. Daran wird auch eine Verfügung des belgischen Generalgouverneurs vom April 1923 nicht viel ändern, wonach wegen des Tiefstandes der belgischen Valuta alle Regierungstransporte, die bisher über Beira in einem Monat gingen, von nun an über den "Transcongolais" in zwei bis drei Monaten zu gehen haben. Die beiden weiteren schon bestehenden Wege, die Beirabahn und die Bahn über Daressalam werden einander keine Konkurrenz machen. Die letztere wird bei vier Umladungen (zwei Wasserstrecken) und einer Gesamtlänge von 2600 km gegenüber der ersteren mit 2600 km (nach einer geplanten Verkürzung sogar nur 1650 km) nicht ihren Einfluß bis in das Minengebiet ausdehnen können. Sie wird nur für das östliche Kongobecken unter Ausschluß Katangas in Frage kommen. Ihren großen Wert haben auch die Belgier erkannt, denn sofort nach der Aneignung Deutsch-Ost-Afrikas durch die Engländer haben sie sich von ihren Bundesgenossen besondere Transportrechte zugestehen lassen, z. B. die zoll- und kontrollfreie Durchfuhr aller Waren durch Daressalam, Vorzugstarife usw. Allerdings ist der kongolesischen Ausfuhr über diesen Weg bisher der niedrige Stand des belgischen Franken sehr hinderlich gewesen. Der Transit ist deshalb wegen der hohen Frachtkosten nur ein geringer gewesen.

In ernsten Wettbewerb mit der Beirabahn wird die Benguellabahn treten — wenn sie erst einmal fertiggestellt sein wird. Sie wird mit ihrer Länge von nur 2000 km auch dann noch konkurrenzfähig sein können, wenn die Beirabahn auf 1650 km verkürzt sein wird, da die Seefracht von Europa nach der Lobitobucht, dem Ausgangspunkt der Benguellabahn, 16—18 Tage kürzer ist als nach Beira. Vielleicht werden beide Linien nebeneinander bestehen und sich rentieren können: Die Erzausfuhr aus Katanga wird wohl ihren Weg über die Benguellabahn nehmen, aber andererseits kommt die Bahn nach Süden für die Einfuhr von Kohle, Lebensmitteln und Industrieerzeugnissen aus Rhodesien und dem mächtig aufstrebenden Südafrika in Frage.

Welchen Einfluß die angeblich jetzt begonnene „Bas-Congo-Katanga"-Bahn, deren Vollendung allerdings erst in sehr weiter Ferne zu erwarten ist, auf die Güterbewegung nach und von Katanga ausüben wird, ist noch nicht abzusehen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie keine Einwirkung hat; denn ihre Frachtkosten müssen bei einer Schienenlänge von etwa 2400 km sehr hoch werden, da ihr Bau durch ein riesiges Urwaldgebiet und über zahlreiche Flüsse hinweg ge-

waltige Summen verschlingen wird, deren Verzinsung hohe Tarife erfordert. Ihre Hauptbedeutung wird sie in der Aufschließung der volk- und produktenreichen Gebiete am Kasai und seinen Nebenflüssen haben. Von hier dürfte Katanga in Zukunft auch eine Versorgung mit Arbeitskräften und Lebensmitteln zu erwarten haben.

Bei der fast vollkommenen Monopolstellung, die die Beirabahn in jeder Art der Verbindung nach und von Katanga besitzt, ist es nicht verwunderlich, daß sie Katanga handelspolitisch an Südafrika kettet. Durch die Anlehnung Katangas in breiter Front an die Kongo-Sambesi-Wasserscheide von Norden her könnte man zwar meinen, daß diese für Katanga einen starken Rückhalt bilden und dadurch diese Provinz eng an die Kongokolonie anschließen würde. Dem ist aber nicht so. Das Gesicht Katangas ist vielmehr vollkommen nach Süden gerichtet und der eigenen Kolonie gerade abgewendet. Einer der Hauptgründe dafür ist — neben der unerschöpflichen, eroberungslustigen Volks- und Kapitalkraft Englands und Südafrikas — die leichte Überschreitbarkeit der Wasserscheide, über deren sanftgewellte, breite Plateaus schon mehrfach Völkerbewegungen und Handelsbeziehungen (in meridionaler Richtung und senkrecht dazu) ihren Weg genommen haben. Hinzu kommt, daß der undurchdringliche Urwald und der kataraktenreiche Kongo nach Norden hin den Ausbau irgendwelcher Verkehrswege sehr erschweren, wodurch die Isolierung Katangas von der Kolonie noch mehr begünstigt wird. Es hat also eine typische Randlage und zwar in zweifacher Hinsicht: Auf der politischen Karte zeigt es eine Randlage mit Abhängigkeit von der eigenen Kolonie. Auf der Wirtschafts- und Verkehrskarte dagegen liegt es im Randgebiet der südafrikanischen Interessensphäre und ist in weitgehendem Maße von ihr abhängig.

Den englischen Einwirkungen auf Katanga kommt ferner noch zugute, daß, kolonialpolitisch gesprochen, Südafrika schon ein altes vorgeschrittenes Kulturland ist, das eine energische Eisenbahn- und Besiedelungspolitik betreibt (z. B. steht seine Bahndichte schon über der Norwegens). Gegenüber den natürlichen Vorteilen der südafrikanischen Firmen: geringe Spesen, kurze Lieferungszeit, direkte Bearbeitung ihrer Kunden in Katanga konnten alle noch so großen Begünstigungen, die seitens der belgischen Regierung dem belgischen Handel eingeräumt wurden, diesem noch keinen ausschlaggebenden Einfluß verschaffen.

Die eigentümliche Lage Katangas mit der zwar natürlichen, aber ungünstigen und keinen Schutz gegen Einfälle gewährenden Grenze im Süden längs der Wasserscheide bildete für die Kongokolonie von jeher eine dauernde Gefahr gegenüber den englischen und südafrikanischen Annexionsgelüsten. Und diese Gefahr wird drohend für die Belgier auch weiter bestehen bleiben, denn das Leben Katangas pulsiert im Rhythmus des englischen und südafrikanischen Wirtschaftslebens. „Le Katanga est une province commerciale de l'Afrique australe", so müssen auch die Belgier, wenn auch bitteren Herzens, immer wieder selbst bekennen.

ROWLAND-KALLING: ERLEBNISSE AUF SUMATRA

Sumatra, eine der größten Inseln der Erde, ist ihrer Lage nach so gut bekannt, daß ich darauf nicht eingehen brauche. Man gelangt dorthin entweder mit Dampfern der zwei großen holländischen Linien, die auf der Reise nach Batavia einen oder den anderen der größeren Häfen von Sumatra anlaufen; oder über Singapore oder Penang, die einen regelmäßigen Pendeldienst nach Sumatra, Java und Borneo im Anschluß an verschiedene Linien von und nach Europa unterhalten. Der Norddeutsche Lloyd, der Zweiglinien von beiden Häfen aus hatte, war vor dem Kriege wohl die beliebteste von allen Linien.

Der Einfluß Europas setzte zuerst an der Westküste Sumatras ein. Das Rückgrat von mächtigen Bergen, teilweise noch lebenden Vulkanen, das sich durch die ganze Länge der Insel zieht, tritt dicht an die Küste heran, bildet durch kurze westliche Ausläufer mehrere vorzügliche Häfen, wirkt aber zugleich als ein trennender Wall zwischen diesen und dem entfernteren Hinterlaud — auf beide entwickelungshemmend.

Die Erschließung der ungleich ausgedehnteren Ostküste begann erst zwei Jahrhunderte später in dem Sultanat Deli, wo vor etwa 60 Jahren unternehmungslustige Pflanzer, meist Deutsche und Schweizer, eine Industrie schufen, die für das Land mehr getan hat als in vielen Ländern Gold- und Diamantenfunde. Von hier stammen die berühmten Zigarrendeckblätter, die noch kein anderes Tropenland in gleicher Güte hat hervorbringen können.

Der fast zu einer Kunst entwickelte Tabakbau hat sich nie weiter nach Norden als Langkat, und nach Süden bis an den Asahanfluß ausgedehnt. Aber seit dem großen "Rubber-Boom", der Hochkonjunktur von Kautschuk von 1910, hat sich diese neue Industrie energisch auf alles für Tabak weniger geeignete Land zunächst in Deli selbst geworfen und zur raschen Aufschließung des ganzen Gebietes zwischen den Bergen und dem Meere wesentlich beigetragen. Nach Süden zu hört die Massenentwicklung der Kautschukplantagen am Asahanflusse auf; weiter südlich trifft man nur mehr größere Gruppen von Pflanzungen am Unterlauf der für die Bildung dieser unwegsamen Alluvialregion verantwortlichen großen Ströme. Die ungeheuren Ländereien zwischen dem Gebirge und den Gewässern des malayischen Archipels sind nur spärlich bevölkert und abseits von den Flußläufen kaum bekannt. Nur im äußersten Süden, gegenüber dem von Menschen überfließenden Java, wieder ein begrenzter Pflanzungsdistrikt, der es aber trotz seiner in jeder Beziehung günstigen Lage nicht annähernd so weit gebracht hat wie Deli.

Die Verkehrsmittel sind in Sumatra noch so ungleich und spärlich verteilt, daß

man bei größeren Entfernungen nie über Land reist, sondern die Dampfer benützt, die in entgegengesetzter Richtung die Insel umkreisen. Nur Deli kennt einen modernen Eisenbahnverkehr; von Medan, der Tabak- und Kautschuk-Metropole, sind Hauptlinien nach Norden bis Sabang, nach Süden bis an den Asahanfluß vorgetrieben worden; eine vorzügliche, vollkommen europäisch verwaltete Normalspurbahn. Auch was andere Verkehrswege betrifft, ist Deli nicht nur Sumatra, sondern vielen Ländern in Europa voraus; das vielverzweigte Straßennetz ist musterhaft angelegt und gehalten — bei dem tropischen Regenfall eine nicht zu unterschätzende Leistung — und hat viel dazu beigetragen, daß das Automobil in kurzer Zeit das Hauptverkehrsmittel geworden ist. Eine Automobilstraße läuft jetzt von Medan bis an die Nordspitze, wo der natürliche Hafen von Sabang sogar dem alten Singapore einige Konkurrenz macht; eine gleich gute nach Süden bis an den Bilafluß; die übrigen 1200 km bis an die Sundastraße sind sozusagen ohne Landverbindungen. Eine ganz neue Straße läuft von Deli, resp. von der Endstation der einzigen Zweigbahn, Siantar, nach Südwesten, in das Bergland der Bataks, am Ost- und Südufer des wunderbaren Tobasees entlang und jenseits durch zerrissene Randgebirge wieder hinab an die See, die sie bei dem malerischen Hafen von Sibolga erreicht. Von diesem aus kann man per Automobil 1000 km weit bis nach den Hafenstädten Padang und Benkoelen gelangen; eine Motorfahrt bis an die Südspitze der Insel und im Trajektboot nach Java wird in wenigen Jahren möglich sein. Von der alten Stadt Padang aus läuft ein Strang neben einer kurzen Bahn in die Berge, wo das Städtchen Fort de Kock als Höhenkurort, und Redjang Lebong und Savah Loentoe als ertragsreiche Gold- und Kohlenminen sich einen Namen gemacht haben. Wer aber von hier an der breitesten Stelle nach Osten zu die Insel durchqueren will, muß das entweder in vielen wochenlangen Märschen durch kaum bewohnte Gegenden oder zu Boot über Dutzende von Wasserfällen und Stromschnellen hinweg tun — eine mühevolle und nicht ungefährliche Reise, die hier und da ein Beamter dienstlich, aber nie jemand zum Vergnügen unternimmt.

Als Verkehrswege kommen noch die drei größten Ströme von Südostsumatra in Betracht; der Indragiri, Djambi und Palembang, auf welchen man mit den Ozeandampfern von Singapore her bis über 100 km weiter stromaufwärts fahren kann. Ruder- und Motorboote findet man auch auf anderen Flüssen der Ostküste, von denen der Asahan volkswirtschaftlich einmal die größte Rolle spielen wird; er ist dank seinem großen natürlichen Staubecken, dem Tobasee, dem er entfließt, der einzige große Fluß, der einem "bandjer", einer Überschwemmung, nicht ausgesetzt ist und sein großer Fall, da, wo er sich aus dem Riesenkrater des Tobalandes heraus durchgenagt hat, dürfte einer der größten der Tropen sein. Die Höhe desselben, der Wasserreichtum und die Stetigkeit des Stromes bei einer

ntfernung von nur 150 km von einem so reichen Konsumenten von Kraft und tickstoffdünger wie der Plantagendistrikt von Sumatra O. K. es ist, hat schon or einigen Jahren die Aufmerksamkeit von Industriellen auf sich gelenkt; ein orwegisches Syndikat hat die von einem Regierungsingenieur in langen, mühamen Forschungen gesammelten Daten nachgeprüft, doch soll die Schwierigkeit er Beschaffung von Kohle und Kalk vorläufig auf die Pläne dämpfend gewirkt aben. Mein Gewährsmann, eben dieser Regierungsingenieur, der gelegentlich einer Forschungen entdeckt hat, daß der schon seit Jahren bekannte Asahanfall ur einer von einer ganzen Kette von Fällen ist, ist der Überzeugung, daß Mangel n Kapital das wahre Hindernis war und daß ein Hugo Stinnes z. B. sicher Mittel nd Wege gefunden hätte, um die keineswegs unerreichbaren Vorräte von Kohle nd Kalk zu erschließen und heranzubringen. Bei der nahen Nachbarschaft zu inem dicht bevölkerten, fast ganz von Reisbau und auswärtigem Verdienst abhängigen Gebiete wie das Tobaland, dessen Bewohner durch einen auffallenden Sinn für mechanische Arbeiten bekannt sind, scheinen alle Vorbedingungen für lie günstige Entwicklung einer Industrie gegeben zu sein.

Und damit bin ich in dem Tobalanda angekommen, von dem ich ihnen erzählen will.

Als ich 1897 zum ersten Mal zum Studium der jungen Kaffeekultur aus den gegenüberliegenden Malayischen Staaten nach Sumatra kam, wohnte ich ein paar Wochen auf einer der großen Tabakplantagen der Ostküste. Ich war damals noch begeisterter Anthropologe und die Kette von vielgestalten, imposanten, blauen Gipfeln am westlichen Horizont übte eine gewaltige Anziehungskraft aus. Aber meine Sehnsucht nach den Bataks und ihrer Bergheimat wurde dadurch gedämpft, daß die Regierung jede nicht voll ausgerüstete und bewaffnete Expedition ohne weiteres verbot.

Genau 20 Jahre später kam ich wieder von der englischen Seite nach Sumatra herüber — als Flüchtling, den England, das Land meiner Verwandten und Freunde, gezwungen hatte, aus seiner hochgelobten Zivilisation heraus unter den „menschenfressenden“ Bataks ein nicht von Stacheldraht und Waffen umgebenes Asyl zu suchen. Auf dem Wege zu den Wilden ließen wir diesmal die Waffen bei der Zivilisation zurück; unser Gastfreund in Medan verstaute uns in einem mächtigen amerikanischen 6-Zylinderwagen, und gab uns nichts gefährlicheres als eine Ladung von Mänteln und Decken mit — deren Zweck man in der Hitze von Deli zunächst nicht recht einsieht. Eine Stunde später wußten wir warum. Ich möchte es zu den angenehmsten Gefühlen rechnen, die ich in den vielgepriesenen Tropen empfunden habe, wenn man ganz unbemerkt zu schwitzen aufhören und sich in warmen Kleidern wieder als Europäer bewegen und fühlen darf.

Die Straße von Medan nach dem Bataklande ist eine Sehenswürdigkeit. Die

erste Stunde lang fährt man durch Tabakplantagen. Mit ihren riesigen Trocken- und Fermentirscheunen aus Palmblättern, die wie in Schlachtordnung aufmarschierte Ungetüme in der weiten Ebene stehen; mit ihren sauberen Kulihäusern und Märkten und den gepflegten Gärten um die mehr oder weniger großen und eleganten Villen der europäischen Angestellten; mit ihren endlosen, bis ins geringste Detail kultivierten und mit minutiösester Genauigkeit angelegten Tabakfeldern. Dann beginnt der Urwald, bei dessen Anblick der Neuangekommene in Verzückung gerät. Dann kommen die immer steiler werdenden Berge, Kehren, Brücken, Stützmauern, bei denen man mit Erstaunen bemerkt, daß die Holländer nicht bloß Kanäle zu bauen verstehen.

Bei 1000 m Seehöhe ist es schon merklich kühler geworden. Bei 1400 m überschreiten wir den Ostrand des weiten Kessels, den man das Karoland nennt. Der Wald kommt urplötzlich zu Ende und vor uns breitet sich, zwischen den immer weiter zurücktretenden bewaldeten Höhen, eine schier unendliche Ebene aus, heimatlich grün, mit Buschwerk hier und da. Aber beim Näherkommen zeigt sich, daß der erste Eindruck überall getäuscht hat: Die Ebene ist gar keine Ebene; die flachen Rücken von hunderten von gleichhohen Hügeln schließen sich, nur aus der Ferne gesehen, zu einer Ebene zusammen — ein Marsch hindurch bedeutet ein konstantes Bergab und Bergauf. Die heimatlich aussehende Weide ist kein kurzes Gras, sondern jenes berüchtigte, schilfartige Lalang, ein Kainszeichen auf der Stirn auch der schönsten Tropenländer, die einmal dem Raubbau zum Opfer gefallen waren. Auch das verstreute Gebüsch ist eine Täuschung; das sind die Spitzen von Urwaldüberresten, die an den Wänden der tieferen Schluchten hängen geblieben sind und dadurch glücklicherweise das Weiter- und Tieferwaschen in dem lockeren Tuffboden verhütet haben.

Am Grunde der breiteren Schluchten liegen die Reisfelder, von denen die Bevölkerung lebt. Erst in den letzten Jahren hat sich auf den flachen Rücken und Mulden zwischen den Schluchten ein richtiger Ackerbau entwickelt, dank dem Bemühungen des Batakinstitutes, das sich dieses interessanten Stammes mit viel Verständnis angenommen hat. Seit einigen Jahren sind weite Strecken mit Kartoffeln bebaut — hier mitten in den Tropen eine lohnende Kultur; nur haben die von ihrer Klugheit sehr eingenommenen Bataks gleich klüger sein wollen als ihre Lehrmeister, indem sie die ausgesucht großen Kartoffeln auf den Markt und die schäbigen Überreste als Saat zur Verwendung brachten. Das Resultat war vorauszusehen: Entartung, und es hält heute schwer, in Sumatra eine gesunde, schöne Kartoffel zu bekommen; die Besten werden aus China und Java eingeführt.

Wer den wunderbar lockeren, tiefen, schwarzen Boden zum ersten Male sieht, den der Pflug hier zutage befördert, wird glauben, daß hier ein zweites Deli an Fruchtbarkeit entdeckt worden ist; doch ist auch dies eine Täuschung. Auf

diesen einstmals mit dem prächtigsten Urwald bestandenen Lalangflächen wächst ohne reiche Stalldüngerbemistung nichts; und dann meist erst nach mehreren Jahren intensiver Düngung. Die Gelehrten haben bewiesen, daß es sich hier nicht um eine dicke Schicht von Humus handelt, sondern um eine Lage von verbranntem, mit ausgelaugter Asche vermengtem, leblosen Tuff, in dem alle die Mikroorganismen fehlen, die mit ihrem Wachsen und Vergehen eine Vorbedingung aller Fruchtbarkeit sind. Die Behandlung, die diesen ursprünglich zu jeder Kultur geeigneten Ländereien in einem paradiesichen Klima von den Eingeborenen zuteil geworden ist, erklärt ihre heutige Verfassung: der Urwald wurde seit Jahrhunderten rücksichtslos gefällt und verbrannt, wo immer eine Siedelung beabsichtigt war; nach ein paar Jahren Raubbau ließ der Ertrag nach; doch anstatt zu düngen, wurde lieber ein weiteres Loch in den Wald gehauen, bis man alles ebene, bequem zugängliche Land entblößt hatte. Um die einmal aufgegebenen Strecken kümmerte sich niemand mehr; teilweise wuchs darin junger Busch auf; meist aber Lalang, an dem nur Eines gut ist: die ganz jungen Schösse sind ein gutes Viehfutter. Um letzteres zu gewinnen und nebenbei Schädlinge aller Art zu bekämpfen, wurden die alten Bestände von zähem, hartem Lalang alljährlich abgebrannt, wobei meist die Ansätze von jungem Busch wieder zugrunde gingen. Das Lalang pflanzt sich, ähnlich der Quecke, durch ein fabelhaft reges und zähes System von Wurzeln fort, die, da sie bis zu einem Meter unter der Erdoberfläche liegen, sich nichts aus dem Feuer machen. Über der Oberfläche wirkt das Brennen wie ein Schnitt; wenige Tage nachher ist alles bedeckt mit jungem Grün. Dieser sich immer wiederholende Prozeß hinterläßt schließlich einen vollkommen totgebrannten Boden, auf dem nichts mehr wächst als eben dieses Lalang.

Quer durch das Land der Karo-Bataks läuft die Straße durch unzählige Schluchten und Mulden hindurch nach Westen, etwa 50 km weit. Als erste Station erreicht man, am Rande des Plateaus und zwischen den beiden lebenden Vulkanen Si Bayak und Si Nabong lieblich hingeschmiegt, den in wenig Jahren zur Villenstadt angewachsenen Luftkurort Brastagi, wo jede respektable Plantagengesellschaft und jeder besser bezahlte Beamte ihre reizenden Landhäuser haben. 10 km weiter ein ebenfalls ganz europäisch anmutender Ort, der Sitz des holländischen Beamten. Der flüchtig Durchreisende sucht vergeblich nach den Wohnungen der Bataks selber. Diese liegen immer abseits der Straße, versteckt in Gruppen von uralten Bäumen oder hinter dichten, auf Erdwällen gepflanzten Bambushecken. Der tiefe Graben ringsum, die engen, verbarrikadierten Zugänge durch die undurchdringliche Umzäunung, zeigen deutlich, daß die Zeit noch nicht fern liegt, wo diese Dörfer und Landschaften in konstanter Fehde miteinander lagen.

Die großen Dörfer sind eine Sehenswürdigkeit. Die in Reihen stehenden Häuser mit ihren hohen, weitausragenden Giebeldächern muten an wie Überbleibsel

aus der Urzeit. Die eigenartige Archenform der auf dicken Säulen stehenden fensterlosen Häuserkästen läßt den Gedanken aufkommen, daß wir es mit Gebäuden zu tun haben, die ursprünglich nicht feststanden, sondern verankert auf dem Wasser schwammen — eine Vermutung, die allerdings in diesem Teile des Bataklandes weniger berechtigt ist als jenseits der Wasserscheide, nach dem Tobasee zu, dessen Spiegel vor Jahrtausenden unzweifelhaft viel höher und ausgedehnter war als heute.

Diese Wasserscheide erreichen wir lange bevor man den See zum ersten Mal erblickt.

Das Meer von Toba, wie es von den Holländern richtig übersetzt wird, galt den Bataks als ein Heiligtum, das dem Auge der fremden Eindringlinge um jeden Preis vorenthalten werden mußte. Von der Existenz desselben wußte man schon lange; es war einem amerikanischen Missionar vorbehalten, von Westen her unter vielen Gefahren bis auf die Höhe vorzudringen, von wo der erste Blick gewonnen wird, und für die Bataks war damit sein Tod eine beschlossene Sache. In der Tat ist auch einer der ersten Eindringlinge von den Bataks getötet und gefressen worden, eine bis Anfang dieses Jahrhunderts beliebte Methode, Feinde zu beseitigen.

Die Erlebnisse der rheinischen Missionare, die sich mit bewunderungswürdigem Glaubenseifer, Mut und Zähigkeit in jahrelanger Arbeit gegen das Batak Heiligtum herangerungen haben, verdienten in der Geschichte der Entdeckungen mehr Anerkennung als sie bisher gefunden haben. Einer von den Allerersten, der allgemein verehrte Herr Nommensen, ist erst vor einigen Jahren am Südufer des Sees hochbetagt gestorben und auf seinem Grabe hat ein Riesenklotz von Beton aufgetürmt werden müssen, um zu verhüten, daß dieselben Bataks, die ihn mehrmals bei einem Haare geschlachtet hätten, ihn jetzt ausgraben — um ihn als Gottheit zu verehren.

Die Wasserscheide, jenseits der der See liegt, ist deutlich kenntlich an zwei genau gleichen, mächtigen Vulkankegeln, die für Ankömmlinge von Osten eine breite Lücke am Horizont flankieren; sie werden von den Bataks in ihrer bilderreichen Art „die Hüter des Tobameeres" genannt. Jenseits derselben erstreckt sich die wellige Ebene von Sariboe Dolok — die 1000 Hügel — monoton weiter, doch läßt der Kontrast zwischen dem näheren Horizont und dem augenscheinlich viel weiter fort gelegenen meist in Nebel gehüllten bewaldeten Höhen des Pakpaklandes deutlich erkennen, daß dazwischen ein weiter Schlund klafft.

Wenn der Erbauer der schönen Straße, die vor etwa 10 Jahren aus strategischen Gründen angelegt wurde, auf Effekthascherei ausgegangen wäre, er hätte keinen geeigneteren Platz zur Annäherung an Sumatras erste Sehenswürdigkeit wählen können. Ebenso wie die vielen kleineren und größern Schluchten, die

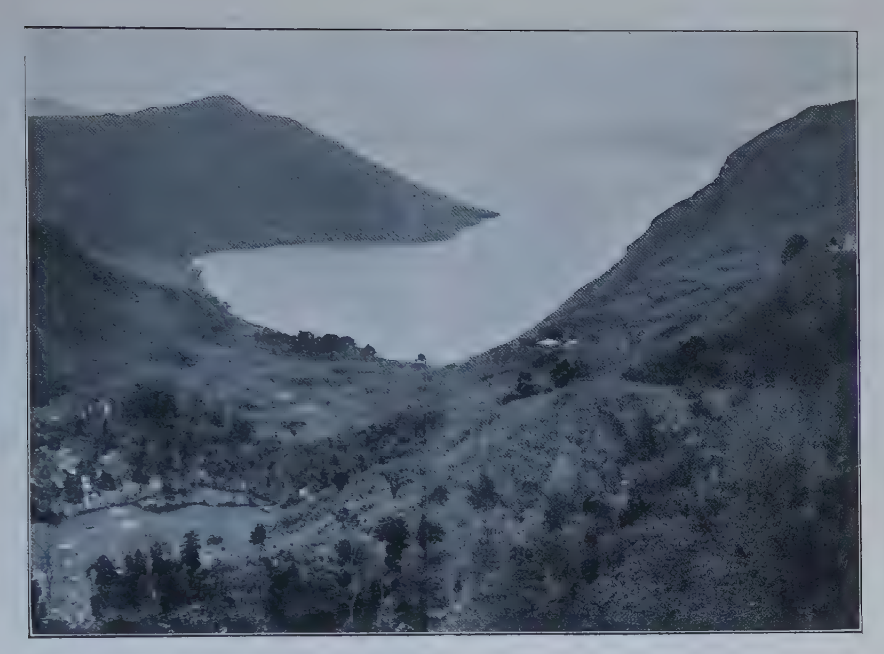


Abb. 1. Der Toba-See



Abb. 2. Batakdorf



Abb. 3. Der Urwald auf Sumatra

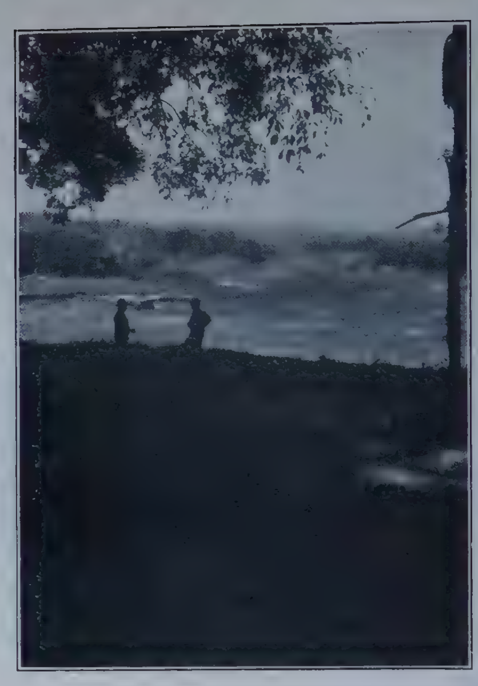


Abb. 4. Die Toba-Ebene, südlich des Sees

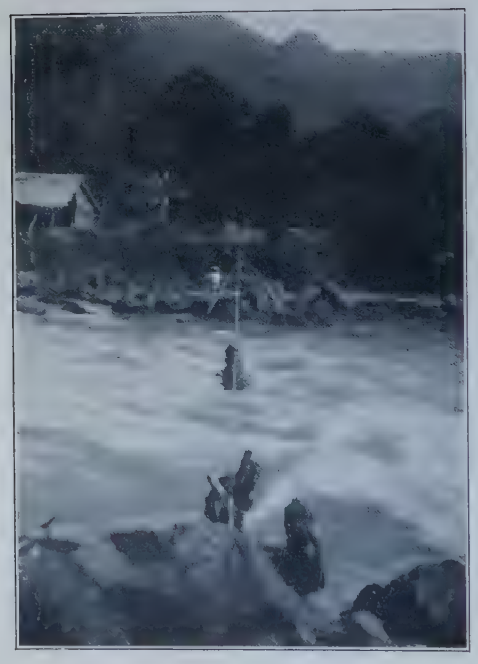


Abb. 5. Brücke über einen kleinen Fluß

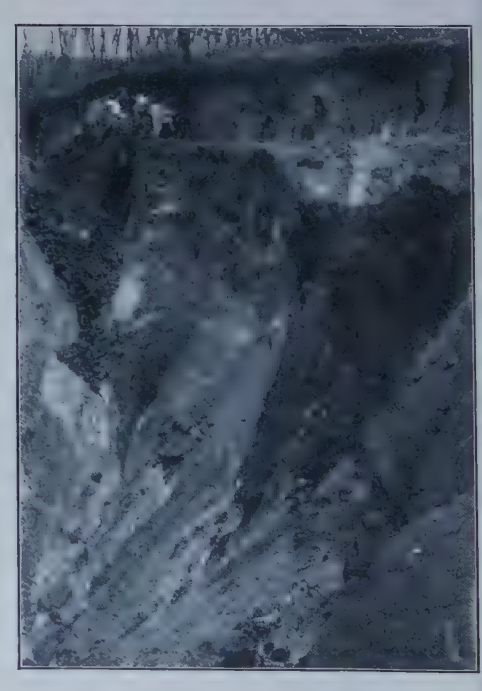


Abb. 6. Der lockere Tuffboden des Habinsaran-Plateaus

wir durchkreuzt und umfahren haben, erst in dem Augenblick sichtbar werden, wo man an dem scharf abfallenden Rande steht, so ist es bei dem Riesenkrater des Sees: Ein kurzer Durchstich, durch einen der zahllosen Ausläufer von der Wasserscheide her, um die sich die Straße windet und — eine scharfe Kurve nach rechts verhütet, daß wir ins Blaue hinaus fahren. 500 m unter uns ein smaragdgrünes Tal — ein Batakdorf wie winziges Spielzeug mitten drin aufgestellt — hier und da zwischen den Bäumen die weiße Schlangenlinie unserer sich immer tiefer schraubenden Straße — und rechts, in der schönsten Rivierafarbe, von einem blendend weißen Sand- und Schaumstreifen eingesäumt — der See — ein Stück davon. Rechts und links fallen, die malerische Bucht von Harangaul kulissenartig begrenzend, die Tuffwände schroff ab und umrahmen ein Bild von ausgesuchter Schönheit. Für eine „paradiesische Landschaft" ließe sich kein besseres Motiv finden.

Das Tobameer ist fast so groß wie der Bodensee, liegt aber, ähnlich wie der Königsee, tief zwischen steilen Bergen eingekesselt, die zum Teil schroff in den See abstürzen. Nur im äußersten Süden liegt zwischen dem Ufer und der Kraterwand eine etwa 5 km breite, leise gewellte Alluvialebene — das eigentliche Tobaland — einst der seichteste Teil des Sees, als das Wasser noch mehrere 100 m höher stand und der ausfließende Asahanfluß noch nicht jene tiefe Rinne in den Tuffrand gewaschen hatte, über die ein guter Turner hinüberspringen könnte, wenn nicht der Gedanke, bald darauf als formlose Masse im Tiefland anzukommen, ihn davon abhält. Die Spuren des früheren Wasserstandes sind an vielen Orten noch deutlich zu erkennen. Trotzdem die Hänge ringsum nur auf der Höhe bewaldet sind, so ist der See doch in seiner ganzen Ausdehnung unbeschreiblich schön — hier lieblich, dort düster, großartig. Einen Begriff von seiner Größe erhält man, wenn man zu Fuß durch die langgestreckte Insel Samosir geht, die den westlichen Teil des Sees einnimmt, und wenn man hört, daß allein die für den Reisbau geeigneten Ränder derselben von über 70000 Menschen bewohnt sind.

Von Harangaul nach dem Südende des Sees braucht ein zweimal die Woche verkehrendes Motorboot 8 Stunden; und die Reise trat ich an, als ich erfuhr, daß auf dem fast unbewohnten Plateau im Süden des Sees eine kleine Teeplantage mit großem dazugehörigen Landkomplex, der Versuch einer holländischen Gesellschaft, für wenig Geld zu haben sei. Der Tee wolle nicht wachsen und man ziehe es vor, die hineingesteckte Viertelmillion Gulden abzuschreiben, als noch mehr Geld zu riskieren.

Zu jener Zeit hatte ich, dank reichlicher Übung in unserem Gärtchen, eine solide Hornhaut an den Händen; meine Frau konnte die ihren neben denen jeder Köchin sehen lassen und es gab keinen Weg, über den wir nicht hätten barfuß

laufen können. Sollte ich von den englischen Vettern, die sich meines Vermögens so liebevoll angenommen hatten, nichts mehr herausbekommen, so war nicht daran zu denken, nach Europa zurückzukehren; es schien dann besser als Bauer weiterzuarbeiten in einem Klima, wo man keine Heizung und ein Minimum von Kleidung braucht, das trotz unserer Lage mitten in den Tropen europäisch war. Freilich, von allem, was uns in Europa, in der Heimat, lieb war und früher unentbehrlich geschienen hatte — der Verkehr mit den alten Freunden, die Freude an Wissenschaft und Kunst, an Theatern und Konzerten, die wir schon so viele Jahre vermißt hatten — die mußten geopfert werden. Aber würde es nicht auch zu Hause nach dem verlorenen Kriege Tausende geben, die auch die Hoffnung aufgeben mußten, wieder ein Leben zu führen, wie wir es früher gewohnt waren? Und war es nicht hundertmal besser, hier als freier Herr auf der eigenen, noch so kleinen Scholle zu sitzen, als unter den total veränderten Verhältnissen nach Europa zurückzugehen, wo wir alten, nur an Befehlen und Organisieren gewöhnten und verwöhnten Plantagen-Magnaten auch früher selten volle Befriedigung gefunden hatten. Als Tropenpflanzer war ich eine Autorität — in Europa, ich mochte hinsehen wohin ich wollte, war ich ein mit allen möglichen unerwünschten Beigaben behafteter Anfänger, der auch als bescheidenstes Rad in einer großen Maschine durch seine Fülle von Unkenntnis und die Schwierigkeit seiner Behandlung aufgefallen wäre.

Ich habe damals, trotz meiner großen Hochachtung vor dem deutschen Offizier und Beamten, doch nie geahnt, in wie wunderbarer Weise gerade diese, der praktischen Welt verhältnismäßig fernstehenden Leute sich in die neuen Verhältnisse finden würden. Als ich damals alles, was ich an Geld und Kredit auftreiben konnte, zusammenkratzte und die Konzession Si Bosoer in Habinsaran kaufte, dachte ich hier den Grundstein zu einer Siedlung von patriotischen Männern zu legen, die lieber mit Schwielen an den Händen in einem glücklichen Klima unter gleichdenkenden und Gleiches anstrebenden Gefährten schwer arbeiten, als in der Großstadt vegetieren wollten. Das Los der deutschen Pioniere in Nord- und Südamerika ist in den ersten Jahren gewiß viel härter gewesen als das des Siedlers im Tobalande. Das einzige Hindernis sollte die Unfruchtbarkeit des Boden sein! Ich konnte mir nicht denken, daß heute, wo die Wissenschaft auf den Sanddünen von Holland die ausgesuchtesten Gemüse und die farbenprächtigsten Tulpen hervorbringt, ein Boden nicht wieder zu beleben sein sollte, der noch vor 50 Jahren den üppigsten Urwald getragen hat und der noch heute in den Mulden, wo Humus sich angesammelt hat, Jahre hintereinander, ohne Düngung, 3 m hohen Mais mit 2 und 3 Kolben daran trägt.

Balige heißt der Hauptort des Toba Landes. Ein freundliches, zum größten Teile aus Verkaufsläden bestehendes Örtchen am Südende des Sees, da, wo die

große Automobilstraße von Medan herüber das Seeufer verläßt und sich anschickt, die Randhöhen im Süden zu erklimmen, um ihren Lauf gegen den Indischen Ozean fortzusetzen.

Der Vertreter Ihrer Niederländischen Majestät, der Kontrolleur von Toba, einer der fähigsten und zugleich liebenswürdigsten Beamten, mit denen ich je den Vorzug hatte zu verkehren, kam noch am Abend nach dem kleinen, wellblechgedeckten Hotel herüber, um meine Pläne zu hören. Auch der britische „District-Officer", das Equivalent des „Kontrolleurs" in Holl. Indien, sieht seinen Stolz darin, der „Vater seines Distrikts" zu sein. Daß er aber nach den Dienststunden einen Unbekannten aufsucht, von dem er Interesse für sein Land erwartet, das ist mir in einer fast 20jährigen Praxis nie vorgekommen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß der Fremde von seiten der holländischen Beamten auf alles Entgegenkommen rechnen darf — wenn er den einem königlichen Beamten schuldigen Respekt etwas betont. Ich blicke mit fast ausnahmsloser Befriedigung auf meinen vieljährigen Verkehr mit den holländischen Behörden zurück und glaube dies zum nicht geringen Teile der Gewohnheit zu danken, daß ich bei einem ersten Besuche unter Mobilisation des bescheidenen mir zur Verfügung stehenden holländischen Vocabulariums gewissenhaft die ersten Höflichkeiten in der Sprache der Herren des Landes anzubringen versuchte — worauf unweigerlich die Versicherung folgte, daß der betreffende Herr ganz gut englisch oder meistens noch besser deutsch könne. Französisch ist mir weder in Britisch- noch Holländisch-Indien in 30 Jahren ein einziges Mal als Umgangssprache angeboten worden.

Mein Kontrolleur erzählte mir zunächst von Siantar, dem blühenden Städtchen, jetzt unsere nächste, 90 km entfernte Bahnstation. Es verdankt sein fast amerikanisch schnelles Aufblühen der Entdeckung, daß auch in der verhältnismäßig geringen Höhe von 3—500 m — im Gegensatz zu den bisher gelehrten Regeln — ein guter Tee wächst. Einige fernblickende Leute haben daraufhin bedeutende Ländereien bis hart an die hohen Berge aufgenommen und daran in wenig Jahren Vermögen verdient. Als die Straße von Siantar über Balige nach der Westküste gebaut wurde, wurde man auf die weiten, ebenen Ländereien in Habinsaran, hoch über Balige, aufmerksam. Ein alter Delipflanzer witterte hier ein zweites Siantar und erwarb eine Reihe von Landkonzessionen; zusammen etwa 20 000 ha, was fast den ganzen südwestlichen Teil der Landschaft in Privatbesitz brachte. Und dann wurde, ohne Rücksicht auf Geld, in der aus Deli bekannten großzügigen Weise, eine Plantage angelegt: Die Wege nach dem Rezept Nikolaus' von Rußland, mit dem Lineal gezogen; was sich in dem tot-flachen Deli gut macht, dem an gebrochenes Terrain gewöhnten alten Kaffee- und Kautschukpflanzer aber oft durch Heiterkeit temperiertes Staunen abnötigt. Eine schnur-

gerade, breite Hauptstraße, fast 1 km lang, begann irgendwo im Lalang und endete ebenso unmotiviert. Auf dem einzigen ebenen Stückchen, sauber in Reih und Glied, die Häuser der beiden Assistenten; dann die Kedai, der Laden; jenseits desselben die Kulihäuser; in der Mitte ein großer Schuppen für den Markt und ein turmartiges Gerüst für die Stundenglocke; alles sauber aus Holz gebaut, die Dächer aus soliden Schindeln. Einen vollen halben Kilometer von dem Plebs, mit dem adjutantenhaft dienstlich halblinks etwas zurückstehenden Kontorgebäude, in einsamer Herrlichkeit — das Haus des Tuan Besar, des Großen Herrn, des Herrn Administrateurs. Nur wer in Deli war, kann voll und ganz die Bedeutung dieses Titels verstehen. Kein kommandierender General, kein Regierungspräsident kann sich mehr fühlen als der junge Mann, der sich sechs statt vier Knöpfe an seinen weißen Rock nähen läßt und den grauen Administrateurhut zum erstenmal aufsetzt, zum Zeichen, daß er mit dem Pack der Assistenten nichts mehr gemein hat. Die demokratischen Holländer und Schweizer schlagen hier den preußischen Militaristen um viele Längen. Von dem Nimbus zu erzählen, der erst den Tuan Maatschappij, den Hauptadministrateur einer der großen Gesellschaften, umgibt, verbietet die Zeit; es würde den Herren Zuhörern auch nur Herzweh bereiten, wenn ich ihnen berichten wollte, wie so ein erlauchter Herr lebt und arbeitet und welche fabelhaften Summen er in Jahren verdient, wenn das Wetter und die Raupen seine Deckblätter verschont und die Herren der Amsterdamer Tabaksbörse sein Produkt mit wohlwollenden Augen angesehen haben.

Die Herrlichkeit des Administrateurs von Si Bosoer war aber kurzlebig; nachdem mit offener Hand die Umrahmung hergestellt worden war, stellte es sich heraus, daß das Bild dazu fehlte: der Tee wollte nicht wachsen. Den Grund habe ich kurz nach meiner Ansiedlung dort entdeckt und will ihn gleich jetzt verraten: Die guten Flachlandautoritäten hatten erwartet, daß hier, wie in Deli, alles und überall wachsen würde; daß in einem gebrochenen Gelände der höchste Grat eines Höhenrückens, der sich für eine zwar zwecklose, dafür aber schnurgerade Straße eignete, nicht unbedingt die fruchtbarste Stelle im Umkreis sein könnte, war ihnen nicht eingefallen. Ferner mußte nach dem Schema von Deli der Boden vor dem Pflanzen 1 Fuß tief umgegraben werden. Als man aber die jungen Teepflänzchen in den sandigen Untergrundboden einsetzte, der jetzt zu oberst lag, wollten diese sonst äußerst anspruchslosen Gewächse sich auf eine Hungerkur nicht einlassen. Erst ein Jahr nachdem ich mich dort angesiedelt hatte, fingen sie auf einmal zu wachsen an — das war, als die Wurzeln endlich die Reste von Humus und Asche erreichten, die man sorgfältig vergraben hatte. In den Mulden steht der Tee jetzt über 5 m hoch und das Wachstum, nach einem gründlichen Schnitt — das gehört zur Kultur, denn nur das ganz junge Grün wird gepflückt — läßt nichts zu wünschen übrig.

Darauf haben aber die Delier Herren nicht gewartet. Als nach einem Jahre kein Fortschritt zu bemerken war, setzten sie dem Unternehmen die Krone auf, indem sie einer Expertenkommission die Entscheidung überließen, ob die Plantage weitergeführt oder aufgegeben werden sollte. Die Kommission bestand aus einem Botaniker und dem größten Teepflanzer in Siantar, der dem neuen Konkurrenten in einem bevorzugten Höhenklima unmöglich aufrichtiges Wohlwollen entgegengebracht haben kann, zu einer Zeit, wo nur durch Verbesserung der Qualität an Tee noch etwas zu verdienen war. Das Unglück wollte es, daß die Herren an einem der wenigen Tage in Si Bosoer weilten, wo der berüchtigte Bohorrok weht, ein föhnartiger Wind, der von den Tabakpflanzern mit Recht gefürchtet wird. In den 3 Jahren, die wir in Si Bosoer waren, haben wir alljährlich 2—3 Tage derartige Winde erlebt; außer daß er die Büsche etwas schüttelt und die älteren Blätter schneller zum Abfallen bringt, hat er aber weder dem Tee noch den anderen Kulturen geschadet. Da der Kommission, um sie günstig zu stimmen, von dem Administrateur ein reichlich warmer Empfang bereitet worden war, unter einem Aufwand von Getränken, der in der Geschichte von Habinsaran vermutlich unerreicht bleiben wird, so schrieb der Botaniker schließlich seinen Bericht in einer programmwidrig pessimistischen Kopfwehstimmung; der Pflanzer hatte nebenbei seine eigenen Gründe, sich bedingungslos dem abfälligen Urteil anzuschließen — und Si Bosoer als Teeplantage war erledigt. Alles Bewegliche wurde versteigert, der Administrateur verschwand und der Meistbietende konnte die 20000 ha Land, die leere Ansiedelung und die etwa 5 ha Miniatur-Teepflänzchen haben.

Der Meistbietende war ich.

Auch ungesehen lag mir nichts an dem Tee. Er ist für den Kleinsiedler wertlos, denn es fehlen ihm die Hauptbedingungen: reichliche und billige Arbeitskräfte, wie in Java, und das große Kapital, denn eine Teeplantage unter 200 ha lohnt sich, schon wegen der sehr kostspieligen Fabrikanlage für die Aufbereitung, nicht. Die Gebäude hingegen zogen mich an und ebenso die 20000 ha. Ich hatte seit Monaten versucht, in der Nähe unseres ersten Exils ein Stück Land zu erwerben, um wenigstens auf eigenem Boden das Nötigste für den Lebensunterhalt anzubauen. Aber obwohl ich den alten Radja, unseren Hausherrn, ganz auf meiner Seite hatte, immer fand sich jemand unter der Bevölkerung, der gegen die Veräußerung protestierte. Der Batak hütet sein Land mit einer bei der Fruchtbarkeit des Volkes berechtigten Eifersucht; veräußert darf es auf keinen Fall werden; das Meiste, was der Europäer erreichen kann, ist durch die Regierung eine sogenannte „Erbpacht“ oder Vermietung durch einen Einzelnen. Der Vertreter einer großen Gesellschaft, der in einer anderen Gegend des Bataklandes einen größeren Komplex erwerben

sollte, hat jahrelang dort gesessen, jedesmal, wenn er glaubte, eine Parzelle gesichert zu haben, wurden ihm die gesetzten Grenzmarken über Nacht wieder ausgerissen oder sonst welcher Schaden getan, und der Versuch mußte schließlich aufgegeben werden. Daß in Habinsaran eine so große Konzession ausgegeben werden konnte, war dem Umstande zu danken, daß es sich um ausgesprochenes Ödland handelte, mit einer äußerst geringen und weitverstreuten Bevölkerung, der wenig an dem Lande und vielleicht etwas mehr an der durch eine Plantagenanlage eröffneten Arbeitsmöglichkeit lag. Auf jeden Fall konnte man annehmen, daß sich aus diesem unnötig großen Komplex einiges wirklich gute Land würde aussuchen lassen. Einmal wieder mit einem eigenen Dache über dem Kopfe müßte das Arbeiten auf eigenem Boden eine Freude sein.

Früh am nächsten Morgen holte mich der Beamte mit seinem Automobil ab und wir fuhren auf der vorzüglichen Hauptstraße durch Lagaboti, den Jahrzehnte alten Hauptsitz der Rheinischen Mission am See, mit ihrer große Industrieschule, bis Si Gumpar, mit den riesigen Akazien-Bäumen, die seit einigen Jahren alle einem Rindenbohrer zum Opfer fallen. Die Bataks aber glauben, daß der alte Herr Nommensen, der sie vor 60 Jahren ins Land gebracht hatte, sie jetzt aus seinem Grabe hier abberufen hat.

Eine Straße zweiter Güte zweigt hier nach rechts ab, direkt gegen die Berge zu, die wie eine Mauer gegen den östlichen Horizont stehen. In Lantjang, 23 km von Balige, hört der Fahrweg auf; der Kapala Negri, das Landeshaupt, kommt aus seinem bambuseingefaßten Dorfe mit langen Schritten herunter, fährt noch im Gehen in den weißen Rock mit den kronengeschmückten silbernen Knöpfen und stülpt die schwarze Samtmütze mit der Goldtresse auf den Kopf. Von der Servilität des Javaners keine Spur – eher kühle, fast unfreundliche Reserve. Der Aufstieg mit einigen durch Geld und gute Worte bewogenen Trägern beginnt gleich hinter dem Dorfe; der Fußweg ist steil und der Beamte bemerkt mit strengem Blick, daß er vielfach als Kanal benützt wird, um das Wasser von einem der zahllosen Reisfelder, die in Terrassen übereinander liegen, zum anderen zu leiten. Nach $^3/_4$ stündigem Steigen ist die Höhe erreicht — etwa 500 m über dem Tal — und ein Rückblick von unbeschreiblicher Schönheit tut sich auf. Zwischen dem See mit seinem Hintergrunde von dunklen Bergkulissen und uns eine durch unzählige glitzernde Wasserstellen unterbrochene grüne Ebene, die Kornkammer des Hochlandes. Das Grüne sind junge Reisfelder; tausende von kleinen, seichten Wasserbecken, die jedes mit dem anderen durch Tausende von hellen Wasserströmchen verbunden sind, die durch ein wunderbares Kanalsystem aus den Bergtälern oft viele Kilometer weit herbeigeleitet, sich, nachdem sie die ganze Talsole befruchtet haben, im See wiedertreffen. Und über die ganze Ebene verstreut kleinere und größere Ortschaften — ein Neuling würde nur Gebüsche sehen,

denn jede liegt verborgen hinter ihrem dichten Wall von Bambus und von riesigen Bäumen überschattet — nur die weißen Kirchtürme leuchten überall hervor — ein wahrhaft heimatliches Bild.

Die weite, von einem Kranz von Bergen eingefaßte Landschaft, die sich im Weiterschreiten vor uns ausbreitet, ist Habinsaran, das heißt Sonnenaufgang ... welch gutes Omen! Links eine imposante Phalanx von waldbedeckten Gipfeln von 2000 m Höhe, rechts das schöngeschwungene Doppelhorn des Habo Habo, weit über 2000 m, alle anderen überragend, von dessen Höhe aus man den Indischen Ozean und Teile der Chinasee erblicken kann. Anschließend eigenartige, phantastische Berggebilde mit schroffen weißen Wänden, sonst aber urwaldbedeckt — ein Wall gegen ein vielzerrissenes Bergland zu, das heute noch auf der Karte vollständig unbeschrieben ist. Nach Osten zu nähern sich die nördlichen und südlichen Ketten, so daß man die tiefe Schlucht, durch die der Kwaloefluß das ganze Land entwässert, nur ahnt. Rechts von ihr das Wahrzeichen von Habinsaren: die täuschend kirchturmähnliche, steile und fast ganz kahle Nadel des Si Manumpak. Und innerhalb dieses weiten Amphitheaters eine sonnige, mit Gebüsch durchzogene grüne Ebene — ein Ebenbild dessen, was wir bei unserem ersten Eintritt in das Batakland gesehen haben.

Das Charakteristische daran: die absolute Stille und Einsamkeit. So weit man sehen kann, 100000 ha kein Europäer, die paar Tausend Bataks, die hier und da wohnen, verlieren sich vollkommen. Und fast ein Viertel von all dem, alles was rechts von mir bis an die Berge reicht, wäre zu haben! Was müßte sich hier von tüchtigen, fleißigen deutschen Landwirten tun lassen!

Der schmale Fußpfad, teilweise kaum zu erkennen, von mannshohem Lalang eingefaßt, läuft leise aber stetig bergab. Hier und da dichtes Gestrüpp, vorwiegend die fast das ganze Jahr über mit kleinen weißen Blüten bedeckten sogen. Myrtenbäume. Dann Rauschen in der Tiefe — der Si Bosoer Bach. Jenseits steil bergan und auf einmal sind wir auf der mit Spannung erwarteten Teeplantage. Die Schindeldächer der Ansiedelung schimmern wie Silber in der Sonne; die sauber angelegte kleine Ortschaft wirkt wie ein Wunder. Aber Tee—? Davon ist nichts zu sehen. Hingegen laufen über den ganzen Höhenrücken peinlich gerade, parallel im rechten Winkel von ebensolchen Linien geschnitten, je 2 m auseinander, Reihen von winzigen korbartigen Schutzdächlein aus verdorrten Palmblättern; wenn man die sorgsam auseinanderbiegt, kann man kaum bleistiftdicke Stielchen mit 2, manchmal 4 gezackten Blättchen daran erkennen: das sollen die Teebüsche sein.

Die Assistenten- und Kulihäuser sind leer; Türen und Fenster vernagelt; ein verzaubertes, ausgestorbenes Dorf. Aus der Küche des Administrateurhauses stolpert gähnend, noch nicht ganz wach, Jacobus, der Wächter. Die Bataks hier

sind zu 80 % Christen und meine spätere Lohnliste liest sich wie ein Kalender; doch kommen auch andere Namen vor: Luther, Bismarck, Hannibal; sogar Hennemann & Co., die hier weitverbreitete deutsche Importfirma, hat sich einem jungen Christen als Taufname empfohlen.

Das Administrateurhaus, einfach aber solid gebaut; in- und auswendig mit Kalk gestrichen — unschön, aber praktisch und gesund; bis auf eine schwere eiserne Tigerfalle mitten in einem Zimmer, ganz leer. Vor den Glasfenstern — etwas Unbekanntes in den Tropen — wundervoll blühende Rosenbüsche. Darüber hinaus der Kranz von vielgestalten, blaugrünen Bergen. Trotz aller Einsamkeit ein sympathischer Fleck. Absolut uneingeengt, allein, unbeobachtet; ein erhebendes Gefühl der Freiheit lebt hier in der köstlich kühlen Luft.

Welche Räume, welche Ausdehnungs- und Entwicklungsmöglichkeiten! Wasser in jedem Tal, Futter für Vieh im Überfluß, Holz auf geringe Entfernung, genug um ganze Dörfer zu bauen; knappe 3 Wegstunden von einer ausgezeichneten Automobilstraße, die zwei Ozeane verbindet, von Telegraph und Telephon, von Arzt, Spitälern und christlichen Schulen. Sollte es da nicht in dem armen Deutschland und besonders in den Gegenden, die Deutschland geraubt worden sind, Tausende geben, die hier, unter der im höchsten Grade liberalen holländischen Regierung, lieber im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten und sich ein eigenes Anwesen aufbauen wollen? So absolut steril konnte das Land doch sicher nicht sein, daß Wissenschaft und Fleiß ihm nichts abringen können! Der Tee sieht allerdings nicht versprechend aus; nicht einmal Unkraut schien dazwischen zu wachsen. Doch — siehe da! Rings um den Pferdestall, wo der Mist achtlos hinausgefegt worden war, schoß es üppig empor. Das ist ein gutes Zeichen. Wozu sind Hindernisse da, wenn nicht um überwunden zu werden?

Wenige Wochen später haben wir als erste Ansiedler den Anfang gemacht. Das große Haus wurde wohnlich eingerichtet, die Assistentenhäuser für Gäste und solche, denen es noch schlechter ergangen war als uns, hergerichtet und in Rufweite versetzt. Die vielen Kulihäuser wurden in einfache Viehställe verwandelt. Durch Vermittlung eines der deutschen Missionare kamen schon in den ersten Tagen einige wohlhabende Häuptlinge von Toba herauf und boten mir ganze Herden von Büffeln „zu Gaste" an, wenn ich nur die Hüter bezahlen wollte. In dem bis auf den letzten Quadratmeter kultivierten, dicht bevölkerten Tobabecken magert das Vieh in den Monaten bis zur Reisernte stark ab. weil es da nicht frei grasen kann. Hier in Habinsaran, wo Weide im Überfluß wäre, kann man es aber aus Furcht vor den Tigern nachts nicht im Freien lassen; so war uns beiden geholfen und ihre hungrigen Büffel füllten bald meine leeren Ställe; mein Düngerhaufen nahm erfreulich zu. Das war auch nötig, denn was ich auch an Samen und Pflanzen probierte, nichts wollte ohne Dünger wachsen

—für einen alten Tropenpflanzer eine schmerzliche Überraschung. Samen keimten n wenigen Tagen; sobald aber der eigene Vorrat an Nährstoff erschöpft war und lie junge Pflanze sich an den Boden wandte, starb sie ab. Nicht einmal Gründüngerpflanzen wollten wachsen, und doch hatten meine botanischen Ratgeber mir empfohlen, als Vorläufer jeder Kultur mit diesen zunächst Leben in den Boden zu bringen. Als endlich einiges schüchtern zu gedeihen anfing, zeigte sich, daß nicht nur die Pflanzen in diesem seit Jahrzehnten vernachlässigten Boden von hunderterlei hungrigen Schädlingen erwartet waren; sogar mein sorgfältig behüteter Stalldünger hatte Liebhaber: einen Nashornkäfer, der zu meinem Ärger einen Kuhfladen für eine Delikatesse hält; er kommt, meist in Paaren, geflogen, sobald er etwas wittert, bohrt mitten hinein und hindurch ein talergroßes Loch in den Boden, legt hier ein Höhlendepot an und — am nächsten Tage ist nur noch die Schachtöffnung zu sehen. Sogar meinen Misthaufen hatten die Tiere meuchlings überfallen; als wir die erste Stalldüngung vornahmen, kamen dafür aber Engerlinge zum Vorschein, viel größer als eine Weißwurst, die man erst töten mußte, ehe sich die Hühner an dieselben heranwagten.

Da sich gar nicht sagen ließ, was hier am besten wachsen würde und sich am ehesten verwerten ließ, habe ich an Gemüsen und anderem ziemlich alles versucht, an was man denken kann. Da stellte sich heraus, daß für eine intensive Gemüsekultur das Wasser des nächsten Tälchens, von wo unser Trinkwasser geholt wurde, zu weit entfernt war. Ein Widder mit einer viele Meter langen Leitung von eisernen Röhren wurde angeschafft, aber bevor er arbeitete erfuhr ich, daß die weite Fläche östlich von meinem Hause vor Jahren mit Reis bebaut worden war. In der Tat fand sich ein „bondar" (ein Graben) und 6 Monate später floß ein schöner kleiner Bach zwischen meinen Beeten hindurch, mit einer Abzweigung nach der Küche und dem Badezimmer. Wo früher die Bataks weite Täler mit diesem Wassergraben umgangen hatten, legte ich aber sogen. Biberdämme an, die aus jedem dieser Täler einen Stauweiher machten, in die Fische gesetzt wurden.

Die wichtige Frage der Wasserversorgung auf einem Hochplateau, das von der Natur sehr gründlich drainiert und bei regenarmen Wochen wegen seines porösen Bodens sehr wasserbedürftig ist, war damit gelöst. Da die 100 m tiefe Schlucht des Si Bosoer Baches vor dem Hause ein bedeutendes Gefälle bietet, ist auch für eine schöne Kraftquelle gesorgt — woran es übrigens in der Gegend nicht mangelt.

Ich will Sie mit der Aufzählung meiner Mißerfolge in den fast drei Jahren auf Si Bosoer verschonen; es waren ihrer mehr als erwartet, was schließlich nur die alte Regel bestätigt, daß der Erste in Neuland am schwersten arbeiten und am seltensten von Erfolg sprechen kann. Meine ursprüngliche Ansicht, daß meine eigene Unerfahrenheit als europäischer Landwirt — denn nur solche sind hier zu

brauchen — die Hauptschuld daran trägt, ist etwas ins Wanken geraten, weil mein Vertreter, ein ungemein fleißiger Diplomlandwirt, der mit größter Begeisterung seit einem Jahre dort an der Arbeit ist, ohne finanzielle Hilfe auch noch nicht bestehen kann. Allerdings hat nach meinem Weggehen ein neunmonatliches Interregnum Si Bosoer viel geschadet. Ich hatte einen jungen Mann dort eingelernt und als Verwalter eingesetzt, von dessen Eignungen, daß er Deutscher, fleißig und gewissenhaft war, schließlich nur die erste unantastbar geblieben war. In Wirklichkeit war er der Krankheit erlegen, die dem jungen Deutschen gerade aus bescheidenen Kreisen gefährlich wird: dem Tropenkoller. Er hatte nur den „Tuan Besar“, den Großen Herrn gespielt, alle seiner Indolenz zu verdankenden Mißerfolge als durch Uneignung des Landes und meine Knickrigkeit verursacht hingestellt und dadurch dem Unternehmen das Interesse und mir das bisherige Wohlwollen der Regierung vorübergehend verscherzt, was die Annullierung der Konzessionen zur Folge hatte. Das ist umsomehr zu bedauern, als die Regierung früher wirklich alles Mögliche zur Förderung meiner Pläne getan hat. Der Resident hatte mir sogar den Bau einer 15 km langen Fahrstraße anvertraut, die Habinsaran jetzt mit der Außenwelt verbindet; für Si Bosoer, das von einem Ozeanhafen jetzt in vier bis fünf Stunden per Auto zu erreichen ist (150 km), von hohem Werte und damals für mich ein willkommener Nebenverdienst zu einer Zeit, wo ich jeden Heller abwägen mußte.

Augenblicklich habe ich meinem Vertreter erklären müssen, daß er sich in wenigen Monaten entweder auf eigene Füße stellen oder das Unternehmen liquidieren und zurückkehren muß, denn für einen einzelnen, der jetzt hier von den Resten eines kriegsbeschädigten Vermögens lebt, sind die finanziellen Opfer zu groß und die Aussichten auf eine baldige sichere Verzinsung des Kapitals zu gering.

Schon draußen und erst recht, seitdem ich wieder in Deutschland bin, haben sich unzählige Leute bei mir gemeldet, die sich in Sumatra ansiedeln wollen; das sind aber alles Menschen ohne Mittel, deren Fähigkeiten und Fleiß erst dann verwertbar sind, wenn draußen ein Feld für sie bereitet ist. Die ursprüngliche Idee, daß man sich mit ganz kleinen Mitteln nur durch Fleiß emporringen kann, ist falsch. Für den, der nicht wenigstens auf zwei bis drei Jahre einige 100 Gulden per Monat zusetzen kann, sind keine Aussichten. Die, welche Mittel haben, gehen aber leider nicht in die Einsamkeit des Toba-Landes und würden — wenn der Sinn für Kapitalsanlagen in den Kolonien überhaupt so rege wäre wie etwa in England oder der Schweiz — vorziehen, einen Verwalter hinauszuschicken. Mein Traum war aber nicht der eines Kapitalisten, sondern eines, der Arbeit in jeder Form für keine Schande hält.

Die Arbeit des Siedlers würde schon aus Prestigegründen nie annähernd so hart sein wie die der Pioniere nach dem Wildwest. Zufassen, helfen muß man überall;

mit dem bloßen Organisieren wie im Tieflande auf den Plantagen ist hier nicht gedient. Die wirklich schwere Arbeit wird aber den Eingeborenen überlassen, weil es rationeller ist. Es gibt dann immer noch Unzähliges, wozu nicht rohe Kraft, sondern Geschicklichkeit und Wissen gehört, und gerade dafür hatte ich an unsere Offiziere gedacht, bevor ich die finanziellen Schwierigkeiten am eigenen Leibe richtig einzuschätzen gelernt habe.

Was die rein finanziellen Aussichten für eine Siedlung und Selbstbewirtschaftung eines kleinen Gutes betrifft, so bin ich nach sehr gründlicher Prüfung der Frage zu dem Resultat gekommen, daß die Aussichten an und für sich sehr gut sind. Die Hauptrolle müßte dem ausgezeichneten und sehr teuren Kaffee zufallen, der, vor Jahrzehnten aus Java eingeführt, auf der Höhe ausgezeichnet gedeiht. Zum Unterschied gegenüber dem Tee eignet er sich, was seine Pflege und Aufbereitung betrifft, gerade für den kleinen Mann; kein Batakdorf, das nicht einige Bäume für den eigenen Bedarf hat. Die Kaffeepreise am Weltmarkt mögen noch so niedrig gehen, eine so hochgeschätzte Qualität aus einem so eng begrenzten Produktionsgebiet wird sich immer bezahlen, besonders, wenn ihr eine Spur mehr Sorgfalt gewidmet wird, als dies von seiten der Batoks geschieht; sie sind daran gewöhnt wie die meisten Tropenkinder, dem lieben Herrgott den Hauptteil der Arbeit zu überlassen.

Das nächstwichtige Produkt würde die Kartoffel sein, deren Fiasko im Karolande nur der Unerfahrenheit und Kurzsichtigkeit der Bauern zu danken ist. Im Zusammenhang damit die Zucht einer besseren Rasse von Schweinen, als sie jetzt bei den Bataks gehalten werden, sowie von Geflügel. Für alle diese Produkte ist ein kaum zu befriedigender Markt vorhanden. Gemüse kann zu Zeiten in größeren Mengen abgesetzt werden. An einigen Arten von Bohnen soll einer der in Java nach dem Kriege angesiedelten Transvaalbauern reich geworden sein.

Viehzucht als Selbstzweck ist aussichtslos, solange die Viehärzte in bezug auf die weitverbreiteten Seuchen noch im Dunkeln tappen. Für Kenner wäre Pferdezucht ein Feld, denn die Batakpferde, die Tag und Nacht und in jedem Wetter im Freien zubringen, sind ein im ganzen Archipel vielbegehrter Schlag; ihre Erhaltung kostet nahezu nichts.

Die Perspektiven sind, wie Sie sehen, zahlreich; sie sind aber, abgesehen von der persönlichen Eignung des Unternehmers, immer an die Bedingung des hinreichenden Anfangskapitals gebunden.

Gesundheitlich ist Habinsaran so wie das ganze Tobaland ideal; es gibt etwas Malaria; aber keiner, der diese Krankheit in den Malayischen Staaten kennen gelernt hat und weiß, wie leicht sie zu behandeln und fast zu verhüten ist, braucht sich vor ihr fürchten. Von dem Heer von Krankheiten, unter denen man in Europa leidet, ist man dort meist verschont. Ansteckende Krankheiten sind selten und

haben bei den weiten Entfernungen zwischen den Ansiedelungen geringe Schrecken.

Die Tage sind bei unbewölktem Himmel von 10 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags so heiß wie bei uns im Juli, August. Die Nächte immer kühl, meist kalt. Von einer Regelmäßigkeit des Wetters nach Jahreszeiten kann man kaum sprechen; selten daß es einen Monat nicht regnet, und auch in der Regenzeit sind die Vormittage fast immer strahlend schön. . .

Kurz — Habinsaran ist ein schönes Land, das man liebgewinnen kann. Unter den zahlreichen deutschen Missionaren, die dort ein Leben voll Arbeit und nicht frei von Enttäuschungen zugebracht haben, wird kaum einer sein, der nicht gern bis ans Ende seiner Tage dort bleiben möchte.

Bilder geben immer nur einen schwachen Begriff von der Schönheit dieses gottgesegneten Stückes Erde, dem nichts fehlt als eine regsame intelligente Bevölkerung, um es zu einem idealen Siedelungsland für Europäer zu machen.

JOSEF MÄRZ:

DER BEGRIFF DER ÜBERSEEISCHEN WACHSTUMSSPITZE.

I.

Der Begriff der „Wachstumsspitze“ ist von Ratzel in die politische Geographie eingeführt worden, hat sich aber bisher nur wenig durchgesetzt, obwohl sich eine ganze Gruppe von Erscheinungsformen gut unter ihm zusammenfassen läßt, so die Lebensäußerung der Staaten, die man als Stützpunktpolitik bezeichnen kann, die rein wirtschaftliche Randberührung älteren Typs und verwandte Vorgänge, denen allen gemeinsam ist, daß sie 1. der Ausdruck eines aktiven Wachstums sind, 2. sich in ein fremdes Gebiet begeben, dessen Selbstbestimmungsrecht sie dadurch beeinflussen, und 3. in der Hauptsache peripherisch bleiben. Von der anderen Art von Wachstumsspitzen, wie sie etwa das englische und russische Vorgehen gegen den Hindukusch oder die Korridorpolitik der Staatswesen ohne brauchbaren Ausgang zum Meere darstellen, wollen wir hier absehen. Die Wachstumsspitze ist eine Erscheinungsform küstenländischer Kultur, ein Erzeugnis der Ausdehnungsbestrebungen einer Polis, und selbst wieder polisbildend in überseeische Gebiete hinein; sie deckt sich etwa mit dem Streubesitz, der heute mehr als je möglich ist, seit sich die Verkehrsmöglichkeiten so ungeahnt entwickelt haben.

Wachstumsspitzen sind Strandtieren ähnlich; sie kommen von der See her, leben von ihr und sterben ab, wenn sich ihre Lebensbedingungen ändern. Zwei Entwicklungsreihen lassen sich bei ihrerEntstehung feststellen: bei der einen ist das Vorgehen der Allgemeinheit — besser gleich gesagt: des Staates — das Primäre, bei der anderen das der Einzelindividuen. In beiden Fällen können Vorstufen vorausgehen, doch gehören sie nicht notwendig zum Gesamtbild der Erscheinung.

Beim erstgenannten Typus ist die Vorstufe die Beanspruchung eines Punktes. Der Anspruch sichert den Rahmen für die künftige Betätigung (ist er ein vorwiegend politischer, so trägt meist auch die spätere Entwicklung weiterhin einen politischen Stempel, während beim anderen Typus, der Entstehung aus wirtschaftlichen Anfängen, dieses Gepräge im Gesamtcharakter vorzuwiegen pflegt), er schließt andere Mitbewerber von vornherein aus. Hierher kann man Erscheinungen wie die völkerrechtlichen „Hypotheken“ zählen, wie sie England auf den Tschusan-Inseln vor der Jangtsemündung, auf Sokotra u. a. sich geschaffen hat, Japan auf die Küstenprovinz Fukien gegenüber Formosa.

Dem künftigen Wachstum sind damit Reservaträume vorbehalten. Ein solcher Anspruch kann sich selbst auf unbewohnte und noch unbesiedelte Plätze erstrecken, deren Ausnützung erst in der Zukunft liegt und deren Wert bis dahin nur latent ist.

Die neuen politischen Werte müssen durchaus nicht von Anfang an staatsrechtlich greifbar gestaltet sein; Staatskunst wird gerade das, was sich erst vorbereitet, schon als Faktor in die Rechnung einstellen, ohne erst nach der juristischen Formel zu suchen; der angelsächsischen Auffassung liegt das nahe, unsere eigene noch allzu einseitig juristische Schulung ist auf diese Anpassungsfähigkeit noch nicht eingerichtet.

Diese Vorstufe, der Anspruch, kann vorausgehen; die staatliche Besitznahme, die ihm zu folgen pflegt, kann aber auch in sich schon den Anfang der Entwicklung bilden, sie zieht dann nach sich: Beschlagnahme und alleinige Verfügung über Grund und Boden, planmäßige Anlage der neuen Siedelung, Heranziehung der eigenen Staatsangehörigen, wirtschaftliche und kulturelle Einwurzelung durch die Kleinarbeit vieler Einzelindividuen und, wenn die politische und militärische Ausnützung des neugewonnenen Punktes von vornherein Hauptzweck der Besitznahme war oder es im Laufe der Entwickung wird, Befestigung und ähnliche Maßnahmen. Ein Musterbeispiel für eine Entwicklung dieser Art ist z. B. Tsingtau. (Die Vorstufe der Beanspruchung fehlt hier; trotz Richthofens Hinweis war die Kiautschou-Bucht nicht von Anfang an für eine deutsche Festsetzung in Aussicht genommen, sondern erst nach Prüfung verschiedener anderer Plätze auf ihre Eignung, während sie mehrere Monate lang nach einer oberflächlichen Untersuchung als ungeeignet galt und aus dem Wettbewerb ausschied. Dagegen hatten die Russen Anspruch auf die Bucht erhoben[1]). Gerade die Wirkung einer kulturellen Einwurzelung ist hier besonders gut zu verfolgen; die sechzehn Jahre deutscher Kulturarbeit in Schantung hatten eine verhältnismäßig viel festere Anheftung und Einwurzelung des über See gekommenen Eingriffs bewirkt, als z. B. die englische Festsetzung in Aden es vermochte, das zwar seit der Erhebung zum Freihafen wohl eine wirtschaftliche Blüte erlebte und fast den ganzen Handel Jemens an sich zog, auch militärisch gesichert ist und zum Ausgangspunkt politischer Einflußnahme geworden ist, aber trotzdem viel loser an den großen Körper Arabiens angeheftet erscheint: Wüstencharakter des Landes, Nomadentum der Bewohner bieten nicht die Grundlage, die ein Wurzelschlagen mit so vielfältigen Ausstralungen ermöglichen würde.

Wachstumsspitzen sterben ab durch feindliche Eroberung, durch Abtretung, durch freiwillige Räumung aus politischen Gründen oder zugunsten freiwerdender bevorzugter Plätze (Englands Rückzug von Port Hamilton, von Wei-hai-wei, von den Posten auf Sumatra usw.), endlich durch Wegzug oder Verdrängung oder Überwältigung der Bevölkerung.

Der Weg des zweiten Typus beginnt am entgegengesetzten Ende; zuerst trägt das Einzelindividuum, nicht der Staat, die über See kommende Bewegung in den fremden Raum vor. Es kommt zu wirtschaftlicher Einnistung, zur Bildung

einer ethnischen Kolonie. Erst am Ende dieser Entwicklung macht der Staat seine Mittel geltend: Schutz, Unterstützung, territoriale Besitznahme; er macht die Ansprüche seiner Angehörigen zu den seinigen, er tritt in ihre Rechte ein, gestaltet aus ihnen solche der Allgemeinheit. Die politische Besetzung bildet bei dieser Reihe den Schluß, bei der erstgenannten den Anfang des Entwicklungsganges.

Auch diesem zweiten Typus kann eine Vorstufe vorangehen: das zunächst unmerkliche, tropfenweise Einsickern von Einzeleinwanderern. Doch ebenso oft ist von Anfang an schon die kleine aber geschlossene Festsetzung in einer meist befestigten Handelsniederlassung, einer kaufmännischen Randberührung gegeben. Diesen Typus bevorzugen die Seewandervölker, zunächst im Mittelmeer (Phönizier); später verpflanzen ihn Portugiesen, Holländer und Engländer in die neuerschlossenen Meeresräume. Das holländische Kolonialreich im Sunda-Archipel ist aus solchen Niederlassungen entstanden, deren Erben heute noch viel mehr, als das Kartenbild mit seiner einheitlichen Flächenfärbung erkennen läßt, das Gerippe des Reiches bilden. Die Reisen des Vasco da Gama, die Unternehmungen Albuquerques und d'Almeidas hatten geradezu als Hauptzweck die Gründung solcher Handelsfaktoreien neben der Zerstörung des feindlichen Handels, ihre Flotten bestanden teilweise aus den Schiffen privater Unternehmer, die sich mehr oder wenig „freibleibend" beteiligten, und mit den Beamtenstellen in Portugiesisch-Indien und Ostafrika waren persönliche Handelsvorrechte verküpft. Wo die Flagge nicht gleichzeitig mit dem Handel vorging, folgte sie ihm bald. Doch blieb es bei den Portugiesen bei punktförmiger Festsetzung ohne Übergang zu einer flächenhaften Kolonisation; auf dem ganzen großen Gebiete von China bis Arabien besaß Portugal nur 12 Städte und 33 kleine Besitzungen, von denen aber 25 nur als unbedeutende Plätze oder Vorwerke zu gelten haben; das ganze Reich war somit eine lose verbundene Kette ausgesprochener Wachstumsspitzen.

Waren auch bei den englischen und holländischen Festsetzungen die Anfänge der Entwicklung, einem Gesetz der Angleichung folgend, ebenfalls punktförmig, so entstand bei ihnen in vielen Fällen aus dem zuerst besetzten Punkte der Ausgangspunkt einer Kolonialbildung; solche Plätze konnten bei einer Änderung der politischen Verhältnisse sogar zu selbständigen Subjekten der Politik werden, wie es etwa mit den australischen und neuseeländischen Küstenstädten seit dem Zusammenschluß der ihr Hinterland bildenden großräumigen Gebiete geschah.

Das Einzelvorgehen, die unmerkliche Anklammerung und Einnistung, die aus der noch übersehbaren Einwanderung von heute auf morgen schon eine peinlich fühlbare Unterwanderung und schließlich vollkommene Überflutung und Überwältigung werden läßt, wird noch in unseren Tagen von den Wandervölkern

des indisch-ostasiatischen Gebietes, die an den Monsun gewöhnt und mit der Kleinarbeit der Wanderung über See weit vertrauter sind, als die europäischen Eindringlinge, bevorzugt, sie ist ihnen wesensverwandt. Penang, Singapore, ähnlich manche Punkte von Niederländisch- und Französisch-Indien sahen schon bald nach ihrer Eröffnung eine immer stärker werdende chinesische Einwanderung, die jetzt an vielen Orten zu unbestreitbaren Mehrheiten geführt hat und, vereint mit der Wirtschaftstüchtigkeit der einflutenden Gäste, nicht nur den ursprünglichen einheimischen Besitzern, sondern auch dem neuen Herrn in absehbarer Zeit den vorherrschenden Einfluß und schließlich die politische Macht zu entwinden droht. Noch besser läßt sich das Anschwellen des chinesischen Elements verfolgen — weil fast vom Nullpunkt ausgehend — in chinesischem Gebiet selbst bei Hongkonk und Tsingtau, die zur Zeit der Besitznahme so gut wie unbewohnt waren. In eine ähnliche Lage kann sich die Union einmal durch das Anwachsen der ostasiatischen Bevölkerung Hawaiis versetzt sehen, das den Inselbesitz zu einer Basis in „latentem Feindesland“ gemacht hat. Ein anderer Bevölkerungsbestandteil Hawaiis ist Beleg dafür, daß nicht alle Völker, die zur Wanderung über See veranlagt sind, solche Gefahren bringen müssen, zumal wenn sie sich auf der absteigenden Linie befinden: die Portugiesen, die in einer Stärke von etwa 10000, angezogen durch die Verwandtschaft in Klima und Landesnatur und ozeanischer Umgebung, aus dem übervölkertem Madeira hierher übergesiedelt sind, wie sie auch von den Azoren aus stark zur Bildung der Mischbevölkerung auf den Bermudas beigetragen haben, ohne dort so als künftiges Sprengmittel zu wirken wie die Ostasiaten auf dem Gegenstück dieses Archipels im Pazifik.

Die Auswanderung aus politisch und wirtschaftlich passiven Lebensformen hat nicht die Kraft, aktive Wachstumsspitzen zu bilden. Auch der frühere portugiesische Streubesitz an den Rändern des Indischen Ozeans war eine der losesten Anheftungsformen, nirgendwo durch eigentlichen Landbesitz gesichert und oftmaligem Wechsel ausgesetzt. Besonders in Ostafrika waren diese zwerghaften Niederlassungen (Mombasa als die größte zählte nie mehr als 50 portugiesische Familien und der Gewinn des einen Schiffes, das alljährlich den Handel von ganz Ostafrika mit Portugiesisch-Indien vermittelte, konnte nur einigen Dutzend Portugiesen Unterhalt gewähren) in anderen Wachstumsspitzen des arabisch-indischen Typs eingeschachtelt: in Anheftungen des arabischen Herrenvolkes in den Gebieten der Küstenneger. Diese arabischen Ansiedlungen, die bezeichnenderweise gegen Land, nicht gegen See zu befestigt waren, sahen zwar oftmals Zeiten der Bedrängung und auch Verdrängung, blieben aber doch fester haften und haben sich bis heute erhalten. (Sansibar, Mombasa, Kilwa u.a.), wenn sie auch vom Zustand politischer Selbständigkeit in den der Abhängigkeit als rein ethnische Kolonie, mit einem Rest von Selbstverwaltung, zurückgesunken

sind. Ihre Grundlage war breiter; sie waren nicht wie die portugiesischen Wachstumsspitzen ein Erzeugnis einer zentralisierten und einheitlich gerichteten Regierungsmacht, sondern waren von Stämmen und Städten (Schiras) gegründet und, der arabischen Staatsauffassung entsprechend, bei Verteilung der politischen Macht unter einflußreiche Einwohner lediglich einem oft wechselnden primus inter pares untertan, auch wohl überhaupt republikanisch eingerichtet und, als Einzelherrschaften mit vielfach wechselnden Abhängigkeitsverhältnissen, ohne eine Zusammenfassung in staatlichem Rahmen, höchstens mit einer vorübergehenden Vorherrschaft einer Stadt, meist aber untereinander in ständiger Fehde. (Vergl. den Zustand im Gebiete des Sultanats Sansibar vor dem deutschen und englischen Eingreifen). Der Gegensatz der beiden Arten von Wachstumsspitzen, die hier nebeneinander zu beobachten sind, ist höchst aufschlußreich. Die portugiesischen haben so gut wie keine Spuren hinterlassen (eine tatsächliche Herrschaft bestand nur in Mombasa und Kilwa, sonst überall nur eine nominelle), nur in einzelnen Bauwerken, wie dies auch an der atlantischen Küste Marokkos der Fall ist, sind sie nachzuweisen; die arabischen sind zwar auch nur Oasen gewesen, hatten jedoch der Suahelisprache bemerkenswerter Weise ihre Bezeichnungen für alle über das Primitive hinausgehenden Begriffe gegeben. Auf das Land an sich aber haben beide Gruppen fremder und fremd bleibender Eroberer keinen ausschlaggebenden Einfluß ausüben können, und die Küste blieb immer wirtschaftlich von Vorderindien abhängig; sie ist es heute noch. Der kulturell höchststehende unter den arabischen Stämmen, von denen solche Gründungen von Wachstumsspitzen und ihre lose Zusammenfassung in Seereichen aus Inseln und Küstenpunkten ausstrahlten, waren die Araber von Maskat, die zweimal, und zwar zuletzt im 19. Jahrhundert, dem Antrieb zu einer sprunghaften, aber doch lose und punktförmig bleibenden Ausbreitung über einen großen Teil des Indischen Ozeans folgten. Auch Ormuz war einmal Mittelpunkt einer solchen Reichsbildung, die aber nicht ein Staatswesen nach europäischen Begriffen in sich schließt, sondern etwa dem entspricht, was heute das Sultanat Oman darstellt: eine lockere Oberherrschaft über Einzelstämme.

Sieht man von den anders gearteten Machtmitteln und ihrer Stärke ab, nimmt man ferner Australien und das weiße Südafrika aus, so ist die heutige Anwesenheit Englands in und um den Indischen Ozean schließlich im Typus auch nur eine in die Neuzeit übertragene Weiterbildung dieser Küstenkultur, und ihr, im Grunde genommen, wesensgleich. Nur der Kern, der gesicherte Gürtel unmittelbar beherrschter Inselposten, die jetzt zusammengefaßt worden sind, mit dem Schwerpunkt in Mauritius, ist fest.

Daß Malaien, Chinesen, Japaner ihre Ausdehnung nach den gleichen Gesetzen einrichten, kann hier nur angedeutet werden.

II.

Hat die Geopolitik, als Lehre von der Lebensform im Lebensraum, ein Mittel, um die Überleitung, den Umschlag von der ethnischen zur politischen Festsetzung zu bestimmen und festzulegen? Die Rechtswissenschaft gibt ihr dieses Mittel an die Hand. Faßbar und für eine vergleichende Beobachtung geeignet werden solche Erscheinungen erst, wenn sie eine gewisse Selbständigkeit gewonnen haben. Von diesem Standpunkt aus bleiben Erscheinungen wie die Settlements und Konzessionen[2]) in Ostasien (die japanischen Nihonmachi des Mittelalters in fremden Hafenstädten, die Hansaniederlassungen, das genuesische Galata, das 1453 während der Belagerung Konstantinopels neutral blieb, und ähnliche italienische Quartiere und Stadtstaaten mit eigenem Recht) besser ausgeschlossen; mögen sie nun schon ursprünglich geschlossene Niederlassungen gewesen sein oder auch erst aus einzelnen Einwanderern sich zusammengeballt naben, sie sind trotz Übereinstimmung in verschiedenen Zügen noch keine eigentlichen Wachsstumspitzen, auch wenn ihre Volkszahl weit größer ist, als etwa bei den Handelsniederlassungen des geschilderten portugiesischen Typs; es fehlt ihnen noch etwas, was den Prüfstein darstellt und sie erst wirklich heraushebt und abstechen läßt; eine Einwirkung auf die Selbstbestimmung des Wirtslandes oder wenigstens der Versuch und Anspruch dazu. Sie sind noch Übergangszustände und es müssen sich nicht notwendig Wachstumsspitzen im Sinne der politischen Geographie daraus entwickeln. Dem bloßen Zusammenleben auf nationaler Grundlage fehlt noch der politische Anspruch.

Hatschek untersucht dieses Hinübergleiten vom Personalverband zur territorialen Entwicklung an Hand der britischen Settlements, der Keimzellen der Kolonialbildung. Den Engländer begleiten sein heimisches Common law und seine subjektiven Freiheiten als „Geburtsrecht" überall hin.[3]) Das bewirkt, daß in einem Zusammenschluß englischer Kolonisten, deren heimische Einrichtungen früher oder später dorthin übertragen werden, aus einem Personalverband ein Gemeinwesen nach englischem Muster entstehen muß, und dieser Übergang zum Territorialverband kommt vor allem in Frage bei Staatsgebilden, die völkerrechtlich nicht vollwertig sind, sie kann dort durch die Form des Protektorats sogar umgekehrt zur Erstreckung der englischen Gerichtsbarkeit auch über die Eingeborenen führen. Die Tendenz zu dieser Entwicklung liegt in der englischen Rechtsidee begründet; der Überleitungsprozeß bleibt der Außenwelt oft lange verborgen.

Die ersten englischen Handelsfaktoreien in Indien waren ursprünglich Personalverbände, die allmählich territoriale Rechte der Engländer nach sich zogen, obwohl sich solche weder aus dem Völkerrecht noch aus dem englischen Staatsrecht herleiten ließen. Die portugiesischen Niederlassungen waren dagegen

von Anfang an zweifellos als politische gedacht. Die Handeltreibenden leiteten ihre rechtliche Stellung ausschließlich von ihrer eigenen Faktorei ab, das Mutterland hatte dann zuzusehen, wie es die Anmaßung territorialer Rechte durch seine Staatsangehörigen sich staatsrechtlich zu eigen machen konnte. Im Orient hatte England schon seit dem 16. Jahrhundert solche "Settlements"; die „Kapitulationen", die geduldete Übertragung von Hoheitsrechten an die Vertreter der fremden Mächte in der Türkei, sind ein Stadium dieser Überleitungsvorgänge.

Ein Musterbeispiel ist Britisch-Honduras. Ursprünglich eine von Engländern aus Jamaika auf spanischem Boden begründete Handelsfaktorei, ein Settlement, wurde es noch 1817 jedenfalls nicht als Teil der britischen Besitzungen oder gar als britisches Territorium angesprochen, nichtsdestoweniger richteten die englischen Kolonisten auf diesem spanischen Boden eine Legislatur nach englischem Muster ein, wie es zu den Freiheiten jedes Engländers gehört, und ihre Gesetze waren rechtsverbindlich für englische Gerichtshöfe. Spanien erkannte wohl die Ansiedlung an, gab aber seine Souveränitätsrechte nicht auf und behielt sie sich ausdrücklich vor; England richtete Gerichtshöfe ein, ohne territoriale Ansprüche zu erheben, und erst 1862 wurde das Gebiet zur britischen Kolonie erklärt. Das Kriterium für eine Wachstumsspitze, die Selbstbestimmung, war damit anerkannt.

In den chinesischen Vertragshäfen-Settlements ist dieser Zustand noch nicht erreicht, wir haben sie deshalb als Übergangserscheinungen bezeichnet. Sie ruhen auf dem reinen Personalprinzip, der Wirtsstaat übt die Gebietshoheit noch unbestritten aus, sie wird erst durch die völkerrechtliche Pacht beseitigt, und der Widerstand gegen das russische Bestreben, das russische Settlement in Tientsin zu befestigen, war ein Kennzeichen für das Bewußtsein, daß mit dieser Handlung der Übergang zur staatlichen Machtausübung schon beschritten worden wäre. Der Weltkrieg hat allerdings gezeigt, daß England geneigt war, die Niederlassungen als Territorialverband aufzufassen, um gegen die in ihnen angesiedelten Deutschen vorgehen zu können.

WICHTIGSTE LITERATUR.

Haushofer, K., Der Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung; und

März, J., Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen (Die Stützpunktpolitik der großen Mächte: Grundlagen und Entwicklung) unter dem gemeinsamen Titel „Zum Freiheitskampf in Ostasien" 1923 bei Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Halensee erschienen.

Hatschek, J., Britisches und Römisches Weltreich. München und Berlin 1921.

Strandes, J., Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Britisch-Ostafrika. Berlin 1899.

Simon, K., Spanien und Portugal als See- und Kolonialmächte. Hamburg 1913.

ANMERKUNGEN

[1]) Siehe Haushofer-März, S. 374 ff., 218, 228, 365, 230 — Mit Benützung der Kiautschou-Akten des Reichsmarineamtes.

[2]) Grünfeld, E., Hafenkolonien und kolonieähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea. Jena 1913.

[3]) S. a. Froude, J. A., The Rise of Oceana: „The provincial, or the colonist, being unrepresented, suffers some actual injustice and imagines more. He conceives that he is deprived of his birthright. He cannot submit to an inferior position, and the alternative arises whether the mother country shall part with its empire or part with its own liberties."

OTTO MAYR:
DIE RÄUMLICHE AUSDEHNUNG DES ABENDLÄNDISCHEN KULTURKREISES IN OSWALD SPENGLERS „UNTERGANG DES ABENDLANDES“

Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ ist eine Geschichtsphilosophie. Alles historische Geschehen ist an den Boden, an eine bestimmte Landschaft gebunden. Für Spengler spielt sich aber alles historische und kulturelle Leben im Rahmen, in der Form von großen Kulturen ab; Kultur ist für ihn kein bloßer Begriff, sondern lebendiges, organisches Sein, das einer bestimmten Landschaft angehört und an einen festen Raum gebunden ist, durch den die Kultur sich entwickelt. Und zwar spricht Spengler von einer genau abgegrenzten Landschaft, an die ihre Kultur pflanzenhaft gebunden bleibt. „Die Menschengeschichte ringt sich so schwer von der Geschichte einer Landschaft ab und bleibt mit tausend Wurzeln so tief mit ihr verbunden, daß man ohne sie das Leben, die Seele, das Denken gar nicht verstehen kann“ (II, 45). Dieser Satz läßt darauf schließen, daß Spengler den letzten Grund für die Verschiedenheiten der Einzelkulturen in der Verschiedenheit des Charakters ihrer mütterlichen Landschaft sieht. Tatsächlich erweist sich nach Spengler der Geist einer Kulturseele identisch mit der Seele ihres Mutterbodens und der Landschaftsnatur. Die Kultur nimmt ihr höchstes, ihr Ursymbol aus der Landschaft. „Der ägyptische heilige Weg, das Bild des Lebens, ist ein Strom. Es ist der Nil selbst, der mit dem Ursymbol der Richtung eins wird. Der Geist der mütterlichen Landschaft vereinigt sich mit der aus ihr entsprungenen Seele“ (I, 263). Die Hügelebenen der Landschaft am Hoangho wurden das Ursymbol für den chinesischen Lebenspfad, den die verschlungenen Pfade der chinesischen Gartenarchitektur wiedergeben sollen. „Ganz ebenso knüpft sich das euklidische Dasein der antiken Kultur in geheimnisvoller Weise an die vielen kleinen Inseln und Vorgebirge des ägäischen Meeres und die stets im Unendlichen schweifende Leidenschaft des Abendlandes an die weiten fränkischen, burgundischen, sächsischen Ebenen“ (I, 263). Der Hochwald der nordischen Ebenen wurde Symbol für die romanischen und gotischen Dome mit ihrem einflutenden Licht. Die Zypresse und Pinie sind körperhafte Bäume, Eiche, Buche und Linde drücken das abendländische Streben in die unendliche Weite aus; so ist auch die „Weltesche“ ein Symbol in der nordischen Mythologie geworden. Doch will Spengler den Zusammenhang zwischen Natur und Kultur nicht so aufgefaßt wissen, als böte die Natur einer Landschaft den Anlaß für das Aufblühen einer Kultur gerade auf diesem Boden. „Daß die hohen Kulturen in dieser Zahl, an diesen Orten und zu dieser Zeit entstanden, ist für das menschliche Auge ein Zufall ohne tieferen Sinn“ (II, 43). „Daß innerhalb der Menschengeschichte der Typus der hohen Kulturen erscheint, ist ein Zufall, dessen Sinn nicht nachprüfbar ist.

Es ist auch ungewiß, ob nicht ein plötzliches Ereignis im Dasein der Erde eine ganz andere Form zum Vorschein bringt." Die Landschaft gibt der auf ihr erblühenden Kultur den Stil, den Charakter und macht es ihr dadurch unmöglich, sich im Lauf ihrer Entwicklung von ihr als ihrem Ausgangspunkt loszulösen, so wie auch eine Pflanze ihren mütterlichen Boden nicht verlassen kann.

Das Ursymbol der abendländischen Kultur ist demnach die Unendlichkeit der nordischen Ebenen mit ihren Wäldern, Wiesen und Seen. Diese Ebenen bilden nach Spengler die eigentliche Kernlandschaft, den Mutterschoß der abendländischen Kultur. Spengler hat jedoch — entsprechend dem mehr künstlerischen als systematischen Aufbau seines Werkes — an keiner Stelle diese Kernlandschaft genau und erschöpfend umgrenzt; es müssen daher aus zerstreuten und oft nur nebensächlich erwähnten Angaben die Grenzen dieses Raumes entnommen werden. Die deutlichste Stelle lautet: „Alles, was europäische Kultur heißt, entstand zwischen Weichsel, Adria und Guadalquivir (I, 22). Weniger klar sind Ausdrücke wie: „Die faustische Landschaft von der Provence der Troubadoure bis zum Hildesheimer Dom" (I, 145) oder: „Die abendländische Kultur blühte in den nordischen Ebenen zwischen Elbe und Tajo auf." Andere Stellen ergeben, daß Spengler weder Polen noch Ungarn, weder Griechenland noch Rumänien zur abendländischen Kernlandschaft zählt. Sie gehören überhaupt nicht zum Okzident, sondern zum Orient — eine Einteilung, die Spengler anstelle des überlebten Begriffs „Europa" eingeführt wissen will. Gotisches Lebensgefühl spricht aus den altnordischen Völkern, z. B. den Wikingern, wie aus den Spaniern und Portugiesen, welche die großen Entdeckungen vollbrachten; denn „nur die faustische Kultur überwand die geographischen Schranken, durch ihren Unendlichkeitsdrang." Und darum haben wir von der eigentlichen Kernlandschaft jene Länder und Völker zu unterscheiden, die nicht innerhalb des ursprünglichen Kulturbereichs liegen, die nicht selbst Kultur besitzen, sondern von ihr angezogen werden, um dann passiv an ihr teilzuhaben wie Karthago an der antiken Kultur. Die deutlichste Stelle dieser Art lautet (II, 128): „Gewiß haben die Hansastädte in ihren nordrussischen Stapelplätzen gotisch, und die Spanier in Südamerika im Barockstil gebaut, aber es ist unmöglich, daß auch nur der kleinste Abschnitt der gotischen Stilgeschichte außerhalb Westeuropas verlaufen wäre." Darum kann man den Machtbereich der abendländischen Kultur, die ja nach Sprengler nur bis 1800 oder genauer bis zu Beginn der französchen Revolution währte, soweit ausdehnen, als die europäische Kolonisation vorgedrungen ist. Spengler denkt hier besonders an das spanische Mexiko, das portugiesische Vorderindien, Rußland und Polen, wo französische und italienische Baumeister arbeiten. So wurde das gewaltige Gebiet östlich der Elbe erst durch Albrecht den Bären, Heinrich den Löwen und die Deutschordensritter der abendländischen Kultur gewonnen,

indem sie gotischen Geist in den slavischen Osten trugen, allerdings schon in so frühen Jahrhunderten unserer Kulturepoche, daß dem Randgebiet der deutschen Kolonisation jener Philosoph entwachsen konnte, der die abendländische Philosophie auf ihren Höhepunkt führte. Jene Teile Polens und der Ostseeprovinzen dagegen, die von der deutschen Kolonisation nicht durchgreifend erfaßt wurden, haben nie zur abendländischen Kultur gehört. Libau und Riga sind nur durch ihre Beziehungen zur Hansa zu westeuropäischen Städten geworden, während es schon fraglich ist, ob Dorpat eine deutsche Universitätsstadt genannt werden darf. Im Ganzen dürfte es aber unmöglich sein eine feste Linie zu ziehen, die den Machtbereich der abendländischen Kultur nach Osten abgrenzt, ebensowenig wie sich das Vordringen der deutschen Siedlungen in Polen und Rußland durch eine Linie bestimmen läßt. Das eigentliche Rußland hat nie zur abendländischen Kultur gehört; es begann erst in den Kreis der westeuropäischen Großmächte und das Kulturleben einzutreten, als die abendländische Kultur bereits der Zivilisation zu weichen begann. „Die Russen stehen als Volk abendländischen Stils in unserer Geschichte von der großen Katharina bis zum Untergang des petrinischen Zarentums“ (II, 487). Nur die von Spengler geahnte Zukunft einer eigenen kulturellen Entwicklung hebt Rußland aus dem Kreis jener Länder und Nationen heraus, die der abendländischen Zivilisation verfallen sind. Dies ist aber heute die ganze bewohnte Erde. „Jede zivilisierte Form ist überall zu Hause und verfällt deshalb, sobald sie erscheint, einer unbegrenzten Verbreitung“ (II, 128). „Das Einflußgebiet der abendländischen Kultur wird schon beinahe der Erdoberfläche gleichbedeutend. Japaner, Juden und Russen stehen unter dem geistigen Zauber der abendländischen Zivilisation.“

Spengler bedient sich gern des Ausdrucks: „Westeuropäisch-amerikanische Kultur“, nicht weil Amerika jemals in der abendländischen Kultur eine Rolle gespielt hätte — „Die nordamerikanischen Kolonien spielen in der westeuropäischen Staatengeschichte erst mit, als die abendländische Kultur sich ihrem Ende zuneigte“ — sondern weil die Zivilisation ihre großartigsten Formen in der neuen Welt annehmen wird. Wie der Schwerpunkt der antiken Zivilisation nicht in der Heimat der antiken Kultur, der Balkanhalbinsel, sondern auf der Apenninenhalbinsel lag, so wird der Schwerpunkt vom alten Europa mehr und mehr nach der „Neuen Welt“ verlegt. „Washington hat innerhalb der westeuropäisch-amerikanischen Kultur den ersten großstädtischen Grundriß“ (II, 119). Dagegen „ist es unmöglich, daß ein dogmatischer Schritt des faustischen Christentums in Amerika getan würde“ (II, 341).

Es fällt auf, daß Spengler bei der Abgrenzung des magisch-arabischen Kulturkreises, ja sogar für seine verschiedenen Epochen viel deutlichere und prägnantere Punkte angibt als für das Abendland. Vielleicht hat ihm gerade die zeitliche

und örtliche Nähe des letzteren unmöglich gemacht, sich für scharfe Grenzen zu entscheiden. Indem nach Spengler eine Kultur wie der einzelne Kunststil an Nationen und Völkern keine Grenze findet, andrerseits aber innerhalb ihres Gebietes teils zurückgebliebene, teils minderwertige oder entartete Stämme leben können, ohne an ihrer Entwicklung innerlich beteiligt zu sein, z. B. die Basken, so ist es äußerst heikel und auch wenig fruchtbar, rein geographische Grenzen bestimmen zu wollen. Wie sich (II, 103) zwischen der alten minoischen und jungen mykenischen Kunst keine scharfen Grenzen ziehen lassen, so trägt auch manche Stadt des östlichen Randgebiets unserer Kultur nach ihren Gebäuden, Kirchen und dem Straßenbild ein teils russisches, teils westliches Gepräge.

Dagegen vermissen wir an Spenglers Kulturphilosophie eine ihr entsprechende Konzeption und Formulierung eines klaren und eindeutigen geographischen Weltbildes. Zweifellos ist in diesem universalen Werk, das die Ergebnisse aller Wissenschaften überblickt und verwertet, die Geographie am schlechtesten weggekommen; sonst hätte sich Spengler bei der Kennzeichnung der abendländischen Kulturlandschaft nicht mit dem vagen Begriff der nordischen Ebenen begnügt, die das Landschaftsbild Westeuropas nicht überwiegend beherrschen; man denke nur an das Heimatland der Edda. Es herrschen in Spenglers Buch zu selbstherrlich die kulturgeschichtlichen Ideen vor, statt daß diese in einer vertieften Anschauung und Darstellung des geographischen Gepräges des Kulturschauplatzes einen Prüfstein und ihre Rechtfertigung gefunden hätten.

O. BASCHIN:
BERICHTERSTATTUNG AUS DER ANTARKTIS

Bis vor kurzem konnte man bezweifeln, ob jener eisumpanzerte Kontinent im fernen Süden, der von allen menschlichen Wohnplätzen am weitesten entfernt ist, jemals eine geopolitische Bedeutung gewinnen würde. Denn es gibt kein Land auf der Erde, das ihm an Unwirtlichkeit gleichkäme, und nirgends hat man bisher abbauwürdige Bodenschätze irgend welcher Art gefunden. Erst die vor kurzem bekannt gewordene Besitzergreifung großer Teile des Südpolargietes durch England hat auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein gebracht, daß die Antarktis doch nicht, wie heute noch manche harmlose Diplomaten glauben, ein so ganz wertloser, unproduktiver Teil unseres Erdballs sein kann.

Wie bei der Arktis (vergl. Zeitschrift für Geopolitik, 1924, II. Halbband, Seite 510–517), so haben auch hier im Laufe der Geschichte die Ziele und Triebkräfte vielfach gewechselt, welche die Menschheit veranlaßten, die Erreichung und Erforschung jener abgelegenen Ländermassen anzustreben.

Es ist kein Zufall, daß die Umgebung des Südpols später bekannt wurde, als alle anderen größeren Landmassen; denn naturgemäß wachsen mit der Entfernung von den Wohnsitzen der Menschen auch die Schwierigkeiten der Erforschung. Wir Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts, denen das Antlitz der Erde in seinen großen Zügen bekannt und vertraut ist, werden uns freilich bei der, die größten Entfernungen mühelos überbrückenden Ausdehnung unseres Weltverkehrs, des Gegensatzes zwischen bewohnten und unbewohnten Teilen der Erde kaum noch bewußt. Im klassischen Altertum dagegen spielte dieser Gegensatz eine große Rolle, und die bewohnte Erde, die „Oikumene" der Griechen, wurde für eine große, rings vom Ozean umgebene Insel gehalten, die einen Teil der Nordhälfte der Erdkugel einnahm. Diese Auffassung tritt uns in der Weltkarte des zu Beginn unserer Zeitrechnung lebenden griechischen Geographen Strabo entgegen. Bereits nach wenigen Jahrzehnten modifizierte Pomponius Mela, der erste geographische Schriftsteller, der sich der lateinischen Sprache bediente, das Weltbild dahin, daß er südlich der Oikumene eine andere, etwa ebenso große Weltinsel, den „alter orbis" annahm, wie es scheint, aus Gründen der Symmetrie. Auch in späteren Jahrhunderten treffen wir noch öfter auf die Anschauung, daß eine Erdkugel, die einseitig auf der Nordhälfte mit schweren Landmassen beladen sei, nicht im Gleichgewicht bleiben könne, und daß daher auch eine zweite große Landmasse im Süden vorhanden sein müsse.

Auf diese Weise bürgerte sich allmählich die Vorstellung von einem großen unbekannten Südkontinent, der „Terra Australis Incognita" ein, die durch die Autorität des im Altertum maßgebenden Geographen, Claudius Ptolemäus, stark gestützt wurde. Er zog um das Jahr 150 nach Christi Geburt die Grenzen jenes hypothetischen Südlandes so, daß es Südostasien mit Afrika verband, sich von dort weiter westwärts erstreckte und den Atlantischen Ozean im Süden abschloß. Dieses Weltbild behielt seine Gültigkeit auch während des größten Teils des Mittelalters. Erst das Zeitalter der großen Entdeckungen, die gewaltigen Erfolge von Kolumbus, die Seefahrten Vasco da Gamas und seiner Nachfolger zwangen die Menschheit, ihre Anschauungen über die Verteilung von Land und Wasser gründlich zu reformieren, um das Kartenbild mit den Resultaten der Entdeckungsreisen in Einklang zu bringen.

Wenn nun in der Folgezeit weit im Süden Land gesichtet wurde, so hielt man es in der Regel für einen Ausläufer des unbekannten Südlandes, ein Schicksal, das auch dem um das Jahr 1600 entdeckten Kontinent Australien beschieden wurde, dessen Name sich aus dieser falschen Anschauung herleiten dürfte. Selbst der berühmte Reformator der Kartographie, Gerhard Merkator, stellte die Terra Australis noch 1648 in der alten Weise dar, trotzdem der Holländer Abel Tasman bereits mehrere Jahre vorher Australien umsegelt und damit die Selbständigkeit des neuen Erdteils festgestellt hatte. Es erscheint uns heute, da wir gewohnt sind, von jedem Fortschritt des menschlichen Wissens

bereits nach wenigen Tagen oder Wochen durch die Tageszeitungen oder Fachzeitschriften zu erfahren, schier unglaublich, daß in jenem Zeitalter der großen Entdeckungen viele Jahrzehnte erforderlich waren, bevor die verbürgten Resultate von Forschungsreisen in das Bewußtsein der gebildeten Welt eindrangen und sich soweit zur Anerkennung durchrangen, daß sie von den Kartographen berücksichtigt wurden. Allerdings darf man nicht vergessen, daß selbst damals noch die Erdkarte des Ptolemäus eine weitgehende Autorität genoß und der Hypothese von dem großen unbekannten Südland immer neue Nahrung zuführte. Erst im 18. Jahrhundert, als zahlreiche Schiffsexpeditionen das Südland immer wieder vergebens suchten, wurde der Glaube an dessen Vorhandensein ernstlich erschüttert. Die fortschreitende Erweiterung unserer Kenntnis der Verteilung von Wasser und Land, welche die großen Seereisen im Gefolge hatten, und die immer schärfere Erfassung der wirklichen Gestalt des Weltbildes, mußten schließlich dazu führen, daß energische Naturen den Plan, über die bis dahin befahrenen Meeresteile hinaus in die Antarktis selbst vorzudringen und dort das mysteriöse Südland aufzusuchen, nicht nur faßten, sondern auch in die Tat umsetzten.

Einen ersten Versuch dazu bedeutete die Expedition des Franzosen Bouvet de Loziers, der im Jahre 1738 mit zwei Schiffen und 160 Mann Besatzung von Lorient ausfuhr, „pour aller découvrir les Terres Australes". Am 1. Januar 1739 entdeckte er etwa 2600 Kilometer südsüdwestlich vom Kap der Guten Hoffnung ein völlig schneebedecktes, eisumpanzertes Land, dessen Inselnatur zwar vermutet aber nicht festgestellt werden konnte. Diese Bouvet-Insel wurde später wiederholt gesucht, meist jedoch ohne Erfolg. Erst der deutschen Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia", die in den Jahren 1898–1899 den südlichen Atlantischen und Indischen Ozean erforschte, gelang es, im November 1898 die Insel zu umfahren, ihre Größe festzustellen und ihre geographische Lage genau zu bestimmen. Es stellte sich heraus, daß sie weiter im Südwesten lag, als man bis dahin angenommen hatte, nämlich noch jenseits des 54. Breitengrades.

Nach dieser Breitenlage könnte die Bouvet-Insel eigentlich der Südpolarzone, die ja erst am Südpolarkreis, also in $66^1/_2$ Grad südlicher Breite beginnt, nicht zugerechnet werden. Man darf aber den Begriff „Südpolargebiet" nicht mit dem rein astronomisch-geographisch definierten der „Südpolarzone" identifizieren. Es sind zwar von verschiedenen Seiten Versuche gemacht worden, eine Linie festzusetzen, durch welche das Südpolargebiet nach Norden hin abgegrenzt wird, jedoch bisher ohne wesentlichen Erfolg. Die Abgrenzung ist hier nämlich noch weit schwieriger als im Nordpolargebiet, wo man bereits zu einer gewissen Einigung über die konventionelle Grenze gelangt ist. Während aber in der Arktis vielfach die Landzusammenhänge für den Verlauf der Grenzlinie entscheidend sind, ist für die Begrenzung der Antarktis in erster Linie das Klima maßgebend, und vom klimatischen Gesichtspunkt aus muß man die Bouvet-Insel unzweifelhaft zum Südpolargebiet rechnen. Denn obgleich sie in einer geographischen Breite liegt, welcher auf der Nordhalbkugel etwa diejenige von Helgoland entspricht, ist sie bis zu dem jähen Absturz der Küste im Sommer völlig mit Schnee bedeckt, und mächtige Gletscher ziehen sich von dem, fast 1000 Meter hohen Hauptberge der Insel, der offenbar ein alter Vulkan ist, bis ins Meer hinab. Die Sichtung der Bouvet-Insel im Jahre 1739 bedeutet also die erste sicher festgestellte Entdeckung eines Südpolarlandes. Den gleichen Typus finden wir im Norden erst 25 Breitengrade weiter polwärts in den nördlichsten Inselgruppen unserer Erde.

Das Verdienst, sich zuerst in die unbekannten Gewässer der Südpolarzone gewagt und dem Fabelgebilde des hypothetischen Südlandes endgültig den Garaus gemacht zu haben, gebührt James Cook, jenem berühmten britischen Seefahrer, dessen drei große, in den Jahren 1768—1779 ausgeführte weltumspannende Schiffsreisen mehr als alle früheren und späteren dazu beigetragen haben, uns Wasser und Land in ihrer wirklichen Verteilung auf unserer Erdkugel kennen zu lehren. Im Januar 1773 drang er zum ersten Male in die eigentliche Südpolarzone ein und überschritt im Dezember desselben Jahres zum zweiten, im Januar 1774 zum dritten Male den Südpolarkreis. Auf diesem Vorstoß erreichte er die hohe Breite von 71 Grad 10

inuten, kam also dem Südpol bis auf 2100 Kilometer nahe. Nirgends aber fand er Land, und somit war die Nichtexistenz des großen Südlandes in dem bis dahin vermuteten Ausmaß nachgewiesen und der Glaube an die Terra Australis, der fast zwei Jahrtausende die Menschheit beherrscht hatte, endgültig zerstört.

Aber trotzdem Cook kein Land gefunden hat, verdanken wir ihm doch eine wichtige Entdeckung. Er hat uns die Kunde von dem, nun an die Stelle der Terra Australis getretenen freien Südmeer vermittelt, jenem gewaltigen Meeresring, der sich durch die Einheitlichkeit seiner Wind- und Strömungsverhältnisse in bemerkenswerter Weise von allen anderen Meeren der Erde unterscheidet. Er hat ferner auf die große wirtschaftliche Bedeutung des Südmeeres aufmerksam gemacht, die es seinem Reichtum an Walen, See-Elefanten und anderen Robbenarten verdankt.

Nun wiederholte sich in der Antarktis derselbe Vorgang, der zwei Jahrhunderte vorher im Nordpolargebiet eine Verschiebung in den Zielen der Polarforschung zuwege gebracht hatte. An die Stelle der Entdeckungsfahrten traten Fangexpeditionen, angelockt durch die Nachrichten Cooks über die wertvollen Pelz- und Trantiere. Gewitzigt durch die früheren Erfahrungen im Nordpolarmeere gingen die Fangschiffer aber nunmehr, um die Konkurrenz nach Möglichkeit auszuschalten, vielfach in aller Heimlichkeit zu Werke, was ihnen in den Einöden des Südmeeres auch viel leichter gelang als im Norden.

So kam es, daß bereits wenige Jahre nach dem Bekanntwerden von Cooks Berichten die Herden von See-Elefanten und Pelzrobben in Süd-Georgien durch englische und amerikanische Fangexpeditionen fast völlig vernichtet waren. Erst in diesem Jahrhundert wurde bekannt, daß auf dem subantarktischen Archipel im Süden des Atlantischen Ozeans bereits seit 1812 eine Station für amerikanische Robbenschläger bestand, die von diesen fast ein Jahrhundert lang verheimlicht worden war.

Die Folgen jener Ausrottungsjagden machten sich bald in einer erheblichen Verminderung der Wale und Robben in allen leichter zugänglichen Teilen der Antarktis bemerkbar, und immer entlegenere Gegenden mußten die Robbenschläger aufsuchen, um auf ihre Kosten zu kommen. Je weiter man aber nach Süden vordrang, um so größer erwiesen sich auch die Gefahren des Eises und des Klimas. Eine unfreiwillige Überwinterung, wie wir deren viele aus dem Nordpolargebiet kennen, wurde in der Antarktis mit Recht so sehr gefürchtet, daß bis zum Jahre 1898, wo eine belgische wissenschaftliche Expedition länger als ein Jahr vom Eise eingeschlossen wurde, keine Überwinterung in der Antarktis bekannt geworden ist.

Immer seltener kamen Fangschiffer in hohe südliche Breiten, und das Interesse für die Südpolarforschung wäre wohl ganz erloschen, wenn nicht neu auftauchende wissenschaftliche Probleme plötzlich bei allen Nationen eine mächtige Begeisterung für die Erforschung des höchsten Südens angefacht hätten.

Im Jahre 1831 war gelegentlich einer Nordpolarexpedition von vierjähriger Dauer unter Leitung von John Roß durch dessen Neffen, James Clark Roß, auf einer Schlittenreise der nördliche Magnetpol der Erde erreicht worden, und um dieselbe Zeit bot Alexander von Humboldt seinen ganzen Einfluß auf, um die Regierungen aller zivilisierten Staaten zur Ausführung erdmagnetischer Messungen in den verschiedensten Gegenden unserer Erde zu veranlassen. Wenige Jahre später veröffentlichte der berühmte Göttinger Mathematiker und Physiker Karl Friedrich Gauß eine neue Theorie des Erdmagnetismus, in welcher er den Nachweis erbrachte, daß man die jeweilige Richtung der Kompaßnadel für alle Punkte des festen Landes wie des Meeres mit einer für die Zwecke der Schiffahrt ausreichenden Genauigkeit im voraus berechnen könne, wenn aus bestimmten Gebieten, vor allem aus der Nähe der magnetischen Erdpole, exakte erdmagnetische Messungen vorlägen. Es fehlten damals, um diese, für den Seeverkehr auf allen Meeren so überaus wichtigen Rechnungen durchzuführen, namentlich Messungen aus der Nähe des Südpols, ja überhaupt aus der Südpolarzone, innerhalb deren bis dahin keine einzige magnetische Messung angestellt worden war.

Es folgte nun jene klassische Epoche der antarktischen Entdeckungen und wissenschaftlichen Erforschungen in dem Südpolargebiet um das Jahr

1840, in welcher zwei französische Schiffe unter Dumont d'Urville, fünf amerikanische unter Wilkes und zwei englische unter Roß eine räumliche Erweiterung unserer Kenntnis von der Arktis zuwege brachten, die auf Jahrzehnte hinaus nicht übertroffen wurde. Namentlich gilt dies von den Reisen des Engländers James Clark Roß, dessen Ehrgeiz dahin ging, nach der Entdeckung des nördlichen Magnetpoles unserer Erde auch deren südlichen Pol zu erreichen. Es glückte ihm, das gebirgige Viktorialand zu entdecken, die sich östlich anschließende Eismauer mehrere Hundert Kilometer weit zu erkunden und schließlich im Februar 1842 die hohe südliche Breite von 78 Grad 10 Minuten zu erreichen. Bis um die Wende des Jahrhunderts ist diese, mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllte Eisbarriere der südlichste Teil der bekannten Erde geblieben. Zahlreiche meteorologische, ozeanographische, erdmagnetische und andere geophysikalische Messungen schufen gleichzeitig die Grundlagen für eine wissenschaftliche Kenntnis des äußersten Südens.

So klingt diese glänzende Epoche der Südpolarforschung in harmonischer Weise aus, aber leider war damit auch das allgemeine Interesse an der Antarktis erschöpft und wandte sich nunmehr wieder anderen Aufgaben zu, vor allem der Aufsuchung jener von Franklin geführten, verschollenen Nordpolarexpedition. Alle Kräfte der britischen Nation wurden damals für diese Rettungsexpeditionen beansprucht, so daß selbst der Nachdruck, mit dem Roß auf den kommerziellen Wert des Walfangs in den von ihm erschlossenen Meeresteilen hinwies, ohne Widerhall blieb.

Auch in der Folgezeit gelang es nicht, die Anteilnahme an der Südpolarforschung neu zu beleben, so große Mühe sich auch der amerikanische Kapitän Maury und der Deutsche Geophysiker Georg Neumayer darum gaben. Diese beiden hervorragenden Hydrographen wirkten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit rastloser Energie, begeisterter Hingebung und glänzendem Erfolge dahin, den Seefahrern Anweisungen über die Seewege auszuarbeiten, auf denen sie am schnellsten und sichersten ihre Reisen vollenden konnten. Durch solche Segelanweisungen wurde die Nautik aus dem Stadium einer empirischen Praxis in dasjenige einer angewandten Wissenschaft gehoben, und wenn heute die Seereisen ihre früheren Gefahren verloren haben, so ist dies zum wesentlichen Teil ein Verdienst der genannten Forscher.

In dem Bestreben, den mathematisch kürzesten Weg zwischen zwei Häfen zu wählen, machte man in jener Zeit den Versuch, das Segeln auf dem größten Kreise der Erdkugel einzuführen, also z. B. bei einer Fahrt von Südafrika ostwärts nach Südaustralien nicht den östlichen Kurs beizubehalten, sondern nach Süden auszubiegen. Am deutlichsten erkennt man den daraus entspringenden Vorteil bei der Betrachtung eines Globus. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß z. B. eine Reise von Kapstadt nach Melbourne erheblich länger ist, wenn das Schiff sich stets in der Nähe des 40. Parallelkreises hält, dagegen beträchtlich abgekürzt wird, wenn es, zunächst nach Südosten fahrend, sich auf der ersten Hälfte der Fahrt dem Polarkreise nähert und auf der zweiten sich von demselben in nordöstlicher Richtung wieder entfernt. Dieses Bestreben nun, weit nach Süden auszubiegen, führte in jener Zeit zur Auffindung einiger subantarktischer Inselgruppen im Indischen Ozean. Gleichzeitig aber zeigte sich, was in den seefahrenden Kreisen damals noch nicht bekannt war, daß die gewaltigen antarktischen Eisberge durch Winde und Meeresströmungen in viel größerem Ausmaße äquatorwärts getrieben werden als die nordpolaren, daß also die von ihnen drohenden Gefahren für die Schiffahrt im Süden größer sind als im Norden. Dieser Grund war hinreichend, um ein Aufgeben der gefährlicheren Route zu veranlassen, so daß der Weltverkehr heute wieder den zwar weiteren, aber sichereren nördlichen Weg bevorzugt.

Es ist bemerkenswert und charakteristisch für die nationale Eigenart der Völker, daß bis dahin fast ausschließlich Angehörige fremder Nationen, hauptsächlich Briten, sich bei der Erforschung der Antarktis aktiv beteiligt hatten, während es deutsche Gelehrte, Humboldt, Gauß und Neumayer, waren, welche die Probleme stellten, deren Lösung anzustreben war, und welche die Wege dazu wiesen. Umso lebhafter aber wurde nach dem politischen Zusammenschluß der deutschen Nation der Wunsch, nunmehr auch von deutscher Seite aktiv in die Süd-

olarforschung einzugreifen. Seit 1873 sehen wir aher deutsche Schiffe in den Meeresteilen südlich on Amerika tätig, denen manche neue Entdeckungen, namentlich an den Küsten von Graamland zu verdanken sind.

Schon aber bereitete sich eine neue Periode vor, ie eine systematische wissenschaftliche Erforschung der Südpolarregionen zum Ziel hatte. Al-ıren Vorläufer darf man den Norweger Borchgresink betrachten, der im Januar 1895 als erster Mensch seinen Fuß auf den Südpolarkontinent etzte, sowie die belgische Expedition auf der Belgica" unter Leitung von de Gerlache, welche 898 die erste Überwinterung in der Antarktis lurchmachte und uns dadurch die Kenntnis les antarktischen Winterklimas erschloß. Inwischen hatten die Anschauungen, die 1882-1883 ine internationale Erforschung der physikalischen Verhältnisse in der Nordpolarregion zuwege rachten, immer weiter an Boden gewonnen. Gerade die eben erwähnten Expeditionen und die wissenschaftlichen Resultate, die sich aus ihren, uch während des Winters auf der See wie auf dem Lande angestellten Messungen ergaben, trugen nun dazu bei, die Erweiterung der räumlichen Kenntnis durch Einzel-Expeditionen an Bedeutung zurücktreten zu lassen gegen die Erforschung der physikalischen Verhältnisse, die sich nur durch gemeinschaftliches und gleichzeitiges Arbeiten mehrerer Expeditionen nach festgelegten Methoden und vereinbartem Schema erzielen ließ. Die zahlreichen Anregungen, die schon früher nach dieser Richtung vereinzelt ergangen waren, verdichteten sich immer mehr zu einem festen Plan, der schließlich seinen bestimmten Ausdruck in einem Beschlusse des 1899 in Berlin tagenden Internationalen Geographen-Kongresses fand.

Diese internationale Südpolarforschung nahm 1901 ihren Anfang, indem eine deutsche Expedition auf dem Schiff „Gauß" unter Leitung Erich von Drygalski's, eine englische auf der „Discovery" unter Kapitän Scott und eine schwedische auf der „Antarctic" unter Otto Nordenskjöld an verschiedenen Stellen so weit als möglich nach Süden vorstießen, auf dem Festlande oder in dessen Nähe eine Station errichteten und ein, beziehungsweise zwei Jahre lang nach gemeinschaftlichem Plane Beobachtungen anstellten. Die Ergebnisse dieser Expeditionen sind bekannt, insbesondere diejenigen der Deutschen unter Erich von Drygalsky, welcher sich den unbekanntesten und am stärksten vereisten Teil des antarktischen Küstengebietes im Süden des Indischen Ozeans zum Forschungsfeld ausersehen hatte.

Auf den so gewonnenen Erkenntnissen fußend, setzten in der Folgezeit schottisehe, französische, englische, deutsche und norwegische Forscher das begonnene Werk fort. Im Süden des Atlantischen Ozeans entdeckte Bruce auf der „Scotia" 1904 Coats-Land, Filchner auf der „Deutschland" 1912 Prinzregent-Luitpold-Land, Charcot untersuchte mit dem „Français" die Fortsetzung des Grahamlandes nach Westen und englische Expeditionen unter Shackleton und Scott stießen in Süd-Viktorialand weit nach Süden vor. Letzterem gelang es, im Januar 1912 bis zum Südpol zu kommen, den jedoch der Norweger Amundsen bereits einen Monat früher erreicht hatte. Eine australische Expedition unter Mawson schließlich erschloß die ganze, südlich von Australien gelegene Küstenstrecke unserer Kenntnis. Amundsens Station „Framheim" erwies sich dabei als die kälteste, Mawsons Hauptquartier „Commonwealth-Bai" als der weitaus stürmischste Ort des bis jetzt bekannten Teiles unseres Erdballs.

Nunmehr scheint auch diese Periode wissenschaftlicher Erforschung der Antarktis zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein, und neue Triebkräfte müssen an die Stelle der alten treten. Der Drang nach Beschaffung von technisch verwertbaren Rohstoffen einerseits und die Ernährungspropleme der neuesten Zeit andererseits sind es gewesen, denen eine Wiederbelebung des Interesses für die Antarktis zugeschrieben werden muß. Insbesondere ist der Reichtum der südlichen Wale und Robben an Öl so groß, daß alljährlich mehrere hunderttausend Barrels gewonnen werden. Das Walöl findet ausgedehnte Verwendung in der Seifenfabrikation und liefert als Nebenprodukt Glyzerin, das während des Weltkrieges von besonderer Bedeutung für England wurde, weil es zur Herstellung von Nitroglyzerin und anderen Sprengstoffen diente. Einen großen Aufschwung hatte der Walfang in hohen südlichen Breiten

genommen, seitdem die Compania Argentina de Pesca 1904 auf der Insel Süd-Georgien eine Walstation angelegt hatte und die Wale nach modernen Methoden jagte, wobei die Tiere aus Kanonen beschossen wurden, deren Geschosse eiserne, mit Sprenggranaten versehene Harpunen sind. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Walfangstationen rasch zu, und nach den letzten zur Verfügung stehenden Nachrichten sind auf Süd-Georgien vier norwegische, drei britische und eine argentinische Gesellschaft mit dem Walfang beschäftigt, die sämtlich Küstenstationen zur Bearbeitung der Fänge haben. Auf den Süd-Shetland-Inseln befindet sich nur eine feste Station auf der Deception-Insel; im übrigen wird der Fang hier auf schwimmenden Faktoreien bearbeitet, da passende Plätze an Land fehlen. Die Zahl der Fangschiffe betrug vor dem Kriege in Süd-Georgien 21, auf den Süd-Shetland-Inseln 32. Außer den Küstenstationen gab es in Süd-Georgien 2, auf den Süd-Shetland-Inseln 12 schwimmende Faktoreien, doch hat ihre Zahl während des Krieges stark abgenommen.

Mit dem Weitblick, welcher der englischen Politik von jeher eigen gewesen ist, hat es die britische Nation verstanden, sich in erster Linie die Ausnutzung dieser Rohstoffquellen zu sichern. In aller Stille wurden bereits 1908 die subantarktischen Inselgruppen von Süd-Georgien, Süd-Orkneys, Süd-Shetlands, Süd-Sandwich, sowie Grahamland dem Gouvernement der Falkland-Inseln unterstellt und während des Krieges im Jahre 1917 dieses neue britische Kolonialgebiet auf die umliegenden Meeresteile und das benachbarte südpolare Festland bis zum Südpol ausgedehnt. Bezeichnenderweise waren die betreffenden Regierungs-Erlasse der Jahre 1908 und 1917 nicht in der „London Gazette“ sondern nur in der „Government Gazette“ der Falkland-Inseln veröffentlicht worden, so daß diese Erweiterung des englischen Kolonialbesitzes lange Zeit ziemlich unbekannt blieb. Anerkennen muß man aber, daß die englische Regierung schon 1907 eine Kommission einsetzte, um Maßregeln zum Schutz der Wal-Industrie, sowie zur Entwicklung anderer Erwerbszweige zu treffen. Hierbei sollten nicht nur wirtschaftliche Fragen Berücksichtigung finden, sondern man wollte auch ermitteln, welche wissenschaftlichen Probleme in Angriff zu nehmen und der Lösung entgegenzuführen seien.

Die britischen „Dependencies of the Falkland Islands“ zeichnen sich durch gute, in jedem Sommer zugängliche Häfen aus. Sie gehören aber zu den stürmischsten Gebieten der Erde und haben ungewöhnlich niedrige Sommertemperaturen. Vielleicht aber sind gerade diese widrigen Naturverhältnisse daran schuld, daß der Walfang hier von größerer Bedeutung ist, als der Gesamtfang in allen anderen Meeren der Erde. Der Wert des in den Jahren 1909 bis 1918 gewonnenen Walöls betrug annähernd 11 Millionen Pfund Sterling. An der Gewinnung beteiligten sich damals 11 norwegische, 2 britische und eine argentinische Firma. 1921 dagegen waren 37 norwegische, 17 britische und 4 argentinische Fangschiffe bei Süd-Georgien und den Süd-Shetlands beschäftigt. Der Fang des Buckelwals (Megaptera nodosa) hat außerordentlich nachgelassen, der des Finnwals (Balaenoptera physalus) stark zugenommen, jedoch nur bis zum Jahre 1914, worauf der Ertrag der Fänge sich wieder verminderte. Dagegen stieg der Anteil der Blauwale (Balaenoptera musculus) an der Gesamtmenge von 1,4 Prozent im Jahre 1910/11 auf 68,2 Prozent im Jahre 1917/18. Der Grund hierfür dürfte darin liegen, daß sich die Jagd in zunehmendem Maße auf die größeren Arten einstellt, weil diese mehr Öl liefern. Nicht mit Unrecht befürchtet die britische Regierung daher, daß der Walfang in den südlichen Meeren wegen Verringerung des Bestandes unrentabel werden könnte, wie es in gewissen Teilen der Arktis bereits der Fall ist.

Zur Erhaltung und Belebung der Walindustrie ist ein genaues Studium der Lebensverhältnisse dieser Tiere erforderlich, und zwar gilt es zunächst, genauere Kenntnis über die Vermehrung und die Wanderungen der Wale zu erhalten. Es wird deshalb nach der, bei anderen Tieren mit so großem Erfolg angewendeten Methode die Markung der Wale durch ein kleines Geschoß mit einer numerierten Scheibe empfohlen, die eine Identifizierung beim endgültigen Fang des Tieres gestattet. Von großer Bedeutung wären auch Untersuchungen über die Nahrung der Wale, die aus dem Grunde sehr schwierig sind, weil sie sich nicht auf die ver-

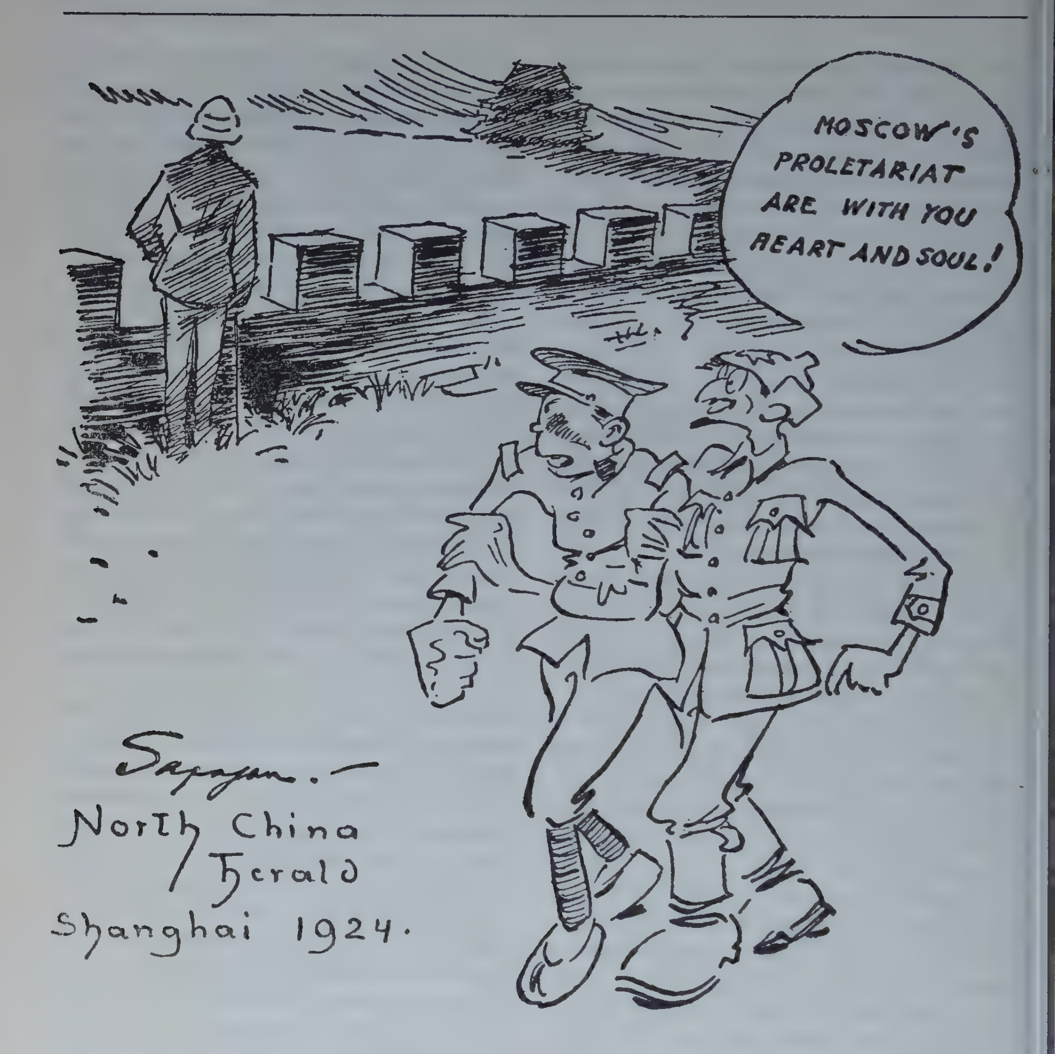
schiedenen Arten des Plankton beschränken, sondern beim Buckel- und Finnwal auch auf deren Fischnahrung ausgedehnt werden müßten. Namentlich ist großer Wert auf die Fortführung der statistischen Feststellungen seitens der Fanggesellschaften zu legen, da, um nur ein Beispiel für die Bedeutung solcher Untersuchungen anzuführen, das nahende Aussterben einer Walart durch Verminderung der Größe der erwachsenen Individuen schon rechtzeitig vorher angezeigt wird. Wenn auch manche Sachverständige die Gefahr einer Abnahme des Walbestandes gering einschätzen, weil sie glauben, daß die antarktischen Meere ein so gewaltiges Reservoir von Walen bilden, daß aus ihm alle Verluste mühelos ersetzt werden, so hat man sich doch zu Schutzmaßregeln entschlossen. Der Magistrat von Süd-Georgien z. B. verbot für das Jahr 1918/19 die Jagd auf Buckelwale überhaupt. Auch geht man mit der Absicht um, eine Schonzeit vom 15. Mai bis 30. September einzuführen und Lizenzen in Zukunft nur ganz kurzfristig für eine bestimmte Zahl von Schiffen zu erteilen, damit die Regierung den Fang stets regulieren kann.

Neben dem Öl kommt noch das Walfleisch in Betracht, das an den Fangplätzen viel gegessen und auf Neuseeland zu Konserven verarbeitet wird. Durch diese im Aufblühen begriffene Industrie erfährt der Walfang fortgesetzt eine große Wertsteigerung.

Hierin liegt vielleicht der Schlüssel für die britischen Bestrebungen, immer weitere Teile der Antarktis zu annektieren. Der neueste Schritt auf diesem Wege erfolgte im Sommer 1923 durch die Begründung der „Ross Dependency". Das gesamte Gebiet der Roßsee mit den angrenzenden Meeresteilen und Ländern wurde dem Gouverneur von Neu-Seeland unterstellt, der die Erlaubnis zum Wal- und Robbenfang innerhalb der neuen Kolonie zu erteilen hat, wodurch namentlich die norwegischen Fangschiffe betroffen werden. Damit befindet sich nunmehr das ganze Südpolargebiet, soweit es wirtschaftliche Möglichkeiten irgendwelcher Art bietet, völlig in englischem Besitz, denn die übrigen Teile des Südpolarlandes der Antarktis sind entweder noch unbekannt oder weisen stark vergletscherte, unzugängliche und unwirtliche Küsten auf, an denen eine produktive menschliche Tätigkeit ausgeschlossen erscheint. Das britische Gebiet erstreckt sich bei Süd-Georgien bis zum 50. Breitengrad, bei der Roßsee bis zum 60. Breitengrad nordwärts in die südliche gemäßigte Zone hinein.

Die Bedeutung des Robbenfanges tritt gegenüber der des Walfanges zurück. Auch hier ist in früheren Zeiten unökonomisch gewirtschaft worden. So berichtet Weddell, daß auf den Süd-Shetlands in den Jahren 1820 bis 1822 etwa 320000 Pelzrobben geschlagen worden seien, was in kurzer Zeit die Ausrottung dieser Tiere zur Folge hatte. Heute ist der Robbenschlag durch Gesetz geregelt. Wirtschaftlichen Wert hat heute hauptsächlich der See-Elefant wegen des Ölertrages. Im Jahre 1918 lieferten die 2952 auf Süd-Georgien erlegten Exemplare rund 6000 Barrels Öl im Werte von etwa 30000 Pfund Sterling. Nachdem die Amerikaner durch Versuche im Beringsmeer den Nachweis geliefert haben, daß es möglich ist, die Pelzrobben mit geeigneten Methoden wie Haustiere zu halten, hofft man, sie auch in den subantarktischen Gebieten wieder einbürgern zu können. Daß es den Fortschritten der Konservenindustrie gelingen wird, auch das Robbenfleisch als Nahrungsmittel zu verwerten, kann nicht bezweifelt werden.

Mit der Ausnutzung und Verwertung des tierischen Lebens der subpolaren Meeresteile dürfte aber das wirtschaftliche Interesse der Menschheit an der Antarktis auch erschöpft sein, falls nicht etwa unerwarteterweise wertvolle Bodenschätze gefunden werden sollten. Jedenfalls kommt eine Bedeutung für den Weltverkehr, dessen Eindringen in die arktische Zone dieser eine aussichtsreiche Zukunft sichert, bei der Antarktis wegen ihrer ungünstigen geographischen Lage, wenigstens für absehbare Zeiten nicht in Frage.



K. HAUSHOFER:

BERICHTERSTATTUNG AUS DER INDO-PAZIFISCHEN WELT

Zum Feste des Friedebringers auf Erden ist es für geopolitische und wehrgeographische Studien geboten — damit der Berichterstatter nicht irre an der Nötigkeit seines Amtes werde — sich die Kampfstätten der Erde an der Winterwende 1924 vor Augen zu führen, soweit sie im indopazifischen Raum, in dessen Übergangszonen zu Nachbarräumen, oder noch in seiner geopolitischen Schütterzone liegen.

Kampfzonen waren zur Zeit der Abfassung des Berichtes: Wrangel-Insel (Besitzstreit zwischen Sowjet-Bund, Vereinigten Staaten und Canada);

Kamtschatka (Kampf zwischen roten und weißen Russen, amerikanischen Konzessionen und japanischen Fischerei- und Küsten-Rechten); Sachalin (japanische Besatzung auf russisch beanspruchtem Boden mit amerikanischen und japanischen Konzessionen darin); Shanhaikwan-Jehol-Peking-Tientsin (Kampfraum der chinesischen Armeen Chang Tso Lin-Wu Pei Fu-Feng Yu Hsiang-Tuan Chi Jui); Mongolei (Bürgerkrieg mit russischem und chinesischem Einschlag); Tibetanische Grenze und West-Szechuan (Grenzkämpfe zwischen Tibetanern und zusammengebrochenem chinesischem Grenzdienst); Yangtseprovinzen (Kräfte-Aufmarsch der zehn mittelchinesischen Provinzen gegen die neue Usurpatoren-Regierung in Peking); Kiangsu-Chekiang (langsame Befriedigung vom Provinzialkrieg um Shanghai her); Yünnan-Kwangtung (Söldnerkriege und Bürgerkriege unter der Aegide Dr. Sun Yat Sens); Afghanistan und indische Nordwest-Grenzlandschaften (üblicher Zustand).

Außerdem entnehme ich für größe Raumspannungen der Schrift „Pazifismus" seines bekannten Verfechters Coudenhove-Calergi, daß er für Indien wie Australien kriegerische Lösung der dort entscheidenden Fragen für unvermeidlich hält, was ich schon aus Höflichkeit bejahen möchte, ohne, wie er, zu glauben, daß sich Europa völlig außerhalb dieser Entscheidungen um den zukünftigen Lebensraum aller wichtigen Rassen auf der Erde halten lassen werde. Ich begründe das mit einem Hinweis auf die zutreffende politische Spottzeichnung des Titels, auf die Tatsache der Kämpfe in der näheren Übergangszone bei Mosul, im Irak, um Mekka, in Ägypten, im Sudan, mit ihren Fernwirkungen bis zum Atlas und Balkan, und die anthropogeographische Erkenntnis, daß bei der Einteilung von Menschen, wie Ratten, in die hungrigen und satten ein überwältigendes Mehr der Hungrigen gerade bei demokratischen Weltzuständen auf plötzliche und unerwünschte Ausgleiche gegenüber den Satten zustrebt.

Im schweren Ernst gesprochen: wenigstens in meinem Beobachtungsbereich ist die Weltlage gegen Ende 1924 alles eher als ermutigend, um mit den Parteien der linken deutschen Mitte an die Nähe des tausendjährigen Reiches und die Überflüssigkeit geopolitischer und wehrgeographischer Studien zu glauben.

Dazu kommt das völlige Versagen des Völkerbundes in der Frage der farbigen Auswanderung und der britischen Ausbeutung der ägyptischen Wirren für die Ablösung des Sudans von Ägypten und seine Vergewaltigung in der Bewässerungsfrage. Er stand auch fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber: der tatsächlichen Unausgleichbarkeit des amerikanisch-australischen und des japanischen, aber auch chinesischen und indischen Standpunkts in der Rassenfrage, die zuletzt auch eine innere Strukturprobe des britischen Weltreiches geworden war; der Nichtbeteiligung der Vereinigten Staaten, wie der Gleichgültigkeit der latein-pazifischen Mächte; und es ist ihm doch tatsächlich schon einmal von fast allen großen pazifischen Mächten der Reihe nach der Stuhl vor die Tür gestellt oder wenigstens damit gedroht worden. Wir sehen denn auch alle großen indopazifischen Mächte sich auf die Möglichkeit plötzlich aufziehender Sturmfelder einrichten. Aus der Ahnung, daß der Reichsbau sich auf das Überwettern ganz schwerer Belastungsproben einzustellen habe, erklären wir uns am meisten die Wendung zur konservativen Regierung in England, die Ankündigung einer beratenden Konferenz zwischen Reichsbehörden und australischer Commonwealth ausgerechnet in Singapur, den furchtbar durchgreifenden Schritt in Ägypten, aber auch auf der andern Seite das Abstoßen aller unsachlichen Belastungen und gewaltige Abschreibungen vom Idealismus eines Gandhi in Indien zu Gunsten von Das und Motilal Nehru, den Führern zum geopolitisch Möglichen der Swaraj-Partei.

Es geht eine Krise der Tribunen und Mystagogen über die ganze Erde; eine gewaltige Ernüchterungswelle, die als erdumspannende Tatsache verzeichnet werden muß, nicht nur in Mitteleuropa: Gandhi, Zaghlul, auch Sun Yat Sen haben sie zu spüren, wie Alessandri in Chile und Mussolini in Italien. Sun Yat Sen aber trägt zwei sehr verschiedene Seelen in seiner Brust, die es erst verstehen lassen, warum er doch so lange das Idol der jungchinesischen Intellektuellen bleiben konnte: die phantastische Tribunen-Natur

einerseits und den weitsichtigen, weltkundigen Beobachter geopolitischer Strömungen und Unterströmungen andrerseits; übersteigert wahrnehmender völkerpsychologischer Schwung, wie er in dem berühmten Brief an Inukai über die Aufgaben Japans und Chinas zu Beginn des Weltkriegs an der Seite der Mittelmächte zu Tag tritt, und klare Abwägung technischer Möglichkeiten in China paaren sich in ihm, wie sein Buch über die internationalen verkehrsgeographischen Arbeitsmöglichkeiten und Probleme zeigt.

Auf dieser Linie liegt Sun Yat Sens kluge Reise nach Japan zur Stimmung der japanischen öffentlichen Meinung vor seiner Fahrt zur Reichskonferenz der siegreichen Triumvirn der Anfu- und Kuomingtang-Partei in Peking. Wenn eine Gruppe von Männern in Ostasien den großen Schnitt hat, die östliche Seite der eurasiatischen Kontinentalpolitik mit einer Seemacht (Japan!) als Flügelschutz zu Stande zu bringen, so ist es das Zusammenwirken von Sun Yat Sen mit Chang Tso Lin und Kato auf der einen, Karachan auf der andern Seite.

Alle vier besitzen genug geopolitische „Vision", um ihre Aussichten in der gegenwärtigen Weltlage zu begreifen, die dicht vor einer der schwersten Belastungsproben britischer Reichspolitik steht, ein „Niemals" der weißen Dominien und der Vereinigten Staaten gegen ein „Niemals" der wichtigsten, 320 Millionen schweren Überseebesitzung, und der dahinter stehenden farbigen Kulturmächte wie der Sowjets abzugleichen.

Es ist gerade diese Lage im Heraufziehen, deren Vermeidung noch vor wenigen Wochen der „Economist" als eines der wichtigsten Ziele britischer Staatsklugheit empfohlen hat. Daneben macht die Zusammenfassung der zerstreuten Teile durch Reichsfunkdienst und Flug Fortschritte: neue Strahlfunkstellen in Canada, Südafrika, Australien, vier in Indien werden ihm dienen, denen freilich Indien und Neu-Seeland noch sehr kritisch gegenüberstehen.

Gewiß ist, im Gegensatz zu dem in düsterer Rotglut befindlichen Indien — Neu-Seeland einer der stärksten Aktivposten der gegenwärtigen Reichspolitik, wenigstens in deren pazifischem Strahlungskreis. Aber neben großen Wasserkraftplänen (Waikatoprojekt von Armstrong für 1,2 Mill. £ mit schwedischen (!) Maschinen; Nord- und Süd-Insel-Elektrisierungsplan) geben die Folgen der Waldverwüstung zu denken: vor 80 Jahren war noch die Hälfte des Inselreiches von jungfräulichem Wald bedeckt, heute ist er auf zehn Prozent zusammengeschmolzen, die Bauholzpreise sind so gestiegen, daß sogar dort eine Bau- und Wohnungsnot entstand, und man bedauert, wie in Canada und den Vereinigten Staaten, zu spät die sinnlos unbedachte privatwirtschaftliche Verschwendung eines im Tempo des Verbrauchs unersetzlichen Gutes, die nun ernstlich die Wasserführung und Wirtschaft des reichen Landes bedroht.

Der Kraftverschwendung mit Holz und Kohle soll die Elektrisierung zum Teil Einhalt tun, aber die gewonnene Kraft wird dann ein Mittel zur wirtschaftlichen Bekämpfung des Mutterlandes, namentlich seiner Textilindustrie sein. Das wird sehr unbefangen ausgesprochen, und ist für die Reichszentrale, der man doch mit edler Selbstverständlichkeit die Verteidigung gegen den Druck der farbigen Rassen aufbürdet, nicht beruhigend. Auf dem Boden Neu-Seelands könnten bei ihren Lebensraum-Ansprüchen etwa 60 Millionen Japaner oder Chinesen leben . . . wenig über ein Sechzigstel Weißer wohnt augenblicklich darauf. Allein in Nordaustralien kämen etwa 30 weitere Millionen Farbige hinzu, wenn das Land ihnen nicht verschlossen wäre.

Die richtige Schätzung der daraus entspringenden latenten Spannung bringt wohl den Pazifisten Coudenhove-Calergi zu seiner melancholischen Betrachtung, daß diese Frage ebenso wie die indische einer kriegerischen Lösung zudränge, bei der es nur darauf ankäme, Europa aus dem Spiel zu lassen.

Aber gilt das nicht mehr für die satten und zufriedenen Europäer, als für die in den Tartarus gestoßenen, hungrigen und beraubten Europäer und Asiaten? Wer wird die bis heute in ihrer asiatischen Politik so klug geführten Sowjetbünde hindern können, in diesem Fall „für die Selbstbestimmung der Menschheit und ihre edelsten Rechte" Partei zu ergreifen, und wenn es nur durch rechtzeitige Anerkennung als Kriegsführende wäre?

Und wer wird dann dem Wirbel eine Grenze ziehen? Für das zertretene und mißhandelte, belogene und enttäuschte Mitteleuropa gibt es dann doch nur vier Möglichkeiten: die angelsächsische Stützpolitik mit dauernder Abhängigkeit von den Angelsachsen und gewinnloser Beteiligung an ihrer ganzen Unterdrückungsschuld über See; die kleinkontinentale, unter ewiger Einpressung in das französische Vasallengefüge mit Völkerbund-Dekoration, ohne jede Möglichkeit, uns anders, als nach Katastrophen in Jahrhunderten wieder zu erheben; die eines grollenden Hineinfügens in den verengten Lebensraum mit schwarzrotgoldener Selbstbefriedigung oder Hoffnung auf vage Zufallshilfe — eine großdeutsch genannte, in Wahrheit entsetzlich kleindeutsche Lösung —; und die allerdings durch Katastrophen führende eurasiatische, großkontinentale. Auf deren Linie liegt die Selbstbestimmung der großen, nicht nur der kleinen Kulturvölker, die Organisation des größten Festlandes zur Abschüttelung der ihm auferlegten Bevormundung der ozeanischen Reiche und alten Kolonialmächte, aber auch die Befreiung des nahen Ostens, Indiens, Chinas von Fremdherrschaft und Fremdkapitaldruck, — also das Gleiche, was Mitteleuropa doch wenigstens heimlich ersehnt. Das ist — vom indopazifischen Standpunkt gesehen, — jene große Anschauung unaufhaltsamen geopolitisch bedingten Geschehens, die nach den großen napoleonischen Kriegen auch in einer Ermattungsperiode Canning wahrnahm, als er zu einer Zeit kleinräumiger Lahmlegung Europas durch Anerkennung nahöstlicher, wie der südamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen den Grund zum fast kriegsrisiko-losen Wachstum der früh-victorianischen Periode legte. Deshalb schauen die indopazifischen Kräfte, die sich in ähnlicher Richtung befreien wollen, mit steigendem Vertrauen nicht nur auf das Rußland der Sowjets, bei denen sie weitgehende Förderung finden, — das auch als Rußland anderer Machthaber russische Politik treiben muß, sondern auch auf uns, und sollten auch bei uns mehr Verständnis finden, — ein Verständnis, das wir hier durch klare Darlegung ihrer geopolitischen Unterlagen zu wecken suchen.

Wir verlangen deshalb von unsern Orientalisten, daß sie uns gerade für den mittleren Osten ein Geschlecht ganz hochwertiger Organisatoren und Techniker erziehen, die zugleich dessen Geopolitik und vor allem die Umgangsprachen Indiens kennen, für den vielleicht nahen Tag, wo Indien keine britischen Helfer mehr will, und dennoch ohne europäische noch nicht auskommt; und das Gleiche gilt für China, den nahen Osten und die Malaienwelt. Zu wirklicher „Cooperation" bereite ganze Männer, ohne Rassenvorurteile, aber von höchstem Verpflichtungsgefühl gegen die eigene Rasse erfüllt, werden in wenigen Jahren vor ungeheueren Zukunftsmöglichkeiten stehen, und um diese — nicht um das, was sie zunächst in der Heimat erleben werden — könnte man an der Jahreswende 1924 das junge Geschlecht beneiden. Aber die Jungen finden es nicht da, wo kleinmütige Angst um das noch gerettete, doch keinen Augenblick vor fremden Räuberzugriff gesicherte Wirtschaftsgut ohne Macht und Recht sich jetzt unterducken zu müssen glaubt, sondern da, wo der Acheron gegen die gleichen ungerechten Lügengötter aufsteht, die auch Mitteleuropa den Lebensraum bis zur Unmögligkeit verengt haben.

Wie weit es möglich sein wird, in einem solchen Erneuerungsvorgang in „Cooperation" tätig zu sein, ist freilich nicht vorherzusagen. Die augenblickliche Zusammensetzung des anglo-indischen Beamtenkörpers zeigt z. B. ein Verhältnis von etwa 39 % Indern zu 61 % Europäern, das in den einzelnen Dienstzweigen zwischen 33 und 50 % schwankte. Eine Umkehrung auf 40 % Europäer zu 60 % Indern wurde von amtlichen Ermittlungen noch für erträglich gehalten, bei sehr homöopathischem Verfahren in der Auslese.

Werfen die Ereignisse in Ägypten über die viel mächtiger wirkenden in Indien ihre Schatten voraus? Sind die Vorgänge längs der ganzen Strecke der alten Ostasienfahrt Vorbereitungen für „Klar Schiff zum Gefecht", oder bedeuten sie nur verhütende Zurüstung auf möglicherweise mehr befürchtete als erhoffte oder erwartete Stürme? Das ist die geopolitisch entscheidende Frage, wenigstens für den indopazifischen Erdraum, der sich bei der Jahresschlußbetrachtung alle kleineren

unterzuordnen hatten, um so mehr, als sie sich auch erst gegen Ende des Jahres in solcher Schärfe herausstellte.

Weil man das im Osten selbst herausgefühlt hatte, fand Tagore bei seiner fehlgeschlagenen Vortragsfahrt nicht den Weg zum Herzen Jung-Chinas, und floh erschüttert, stärkeren Menschen das Feld überlassend, zurück in seine Akademie; brach der Tribun Ghandi in Tränen aus, und versuchte vergeblich durch Fasten und Beschwörung das harte Wirklichkeitsprogramm der durch C. R. Das und Motilal Nehru veränderten Swaraj-Partei zu beeinflussen. Darum erreichte Karachan als Botschafter in Peking von China und der Mandschurei, und wird auch vom Japan Katos erreichen, was Joffe noch mißriet. Darum fährt Sun Yat Sen, nach Veröffentlichung seines Fremdenaustreibungs-Programms nach Kobe, um die japanische öffentliche Meinung zu präludieren, und darum muß der „christliche General" außer Landes. Darum muß Australien in Singapur begütigt werden, nachdem vorher ein Ausgleich zwischen Nationalisten, Farmern und Labour einfach auf einen brauchbaren modus vivendi gefunden werden mußte, und deshalb bei Angelsachsen auch gefunden wurde. Darum auch mußte, von draußen gesehen, Macdonald fort, um einem Steuermann Platz zu machen, der auf Sturm eingestellt war, nicht nur auf die getrübten und quirlenden Nachgewitter-Wasser von Paris und Genf.

F. TERMER:
BERICHTERSTATTUNG AUS DER AMERIKANISCHEN WELT
(Das lateinische Amerika)

In der Union erinnert man sich mit einemmal an die Isla de Pinos, die im Süden der westlichen Hälfte Cubas gelegen ist. Niemand würde daran gedacht haben, die Öffentlichkeit auf diesen versteckten Winkel des Karibischen Meeres aufmerksam zu machen, wenn sich nicht herausgestellt hätte, daß unter den 5000 meist farbigen Inselbewohnern 800 Nordamerikaner sind. Und auch mit der Tatsache, daß sie nur den sechsten Teil der Bevölkerung ausmachen, hätte man sich beruhigt abgefunden, wenn nicht gerade diese weißen Unionsbürger 90 % des gesamten Eigentumsbesitzes in ihrer Hand hielten, dessen Wert 1923 auf 15 Millionen Dollar berechnet wurde. Es ist ja in den Vereinigten Staaten nichts Ungewöhnliches, plötzlich gesteigertes politisches Interesse an Gebieten zu zeigen, die außerhalb des Staatswesens der Union gelegen sind, sobald erst einmal eine Anzahl Nordamerikaner dort ansässig geworden ist und Grund und Boden in ihren Besitz gebracht hat. Früher, ehe die Invasion aus dem Norden einsetzte, hatte man die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Insel nur in der Hebung ihrer Bodenschätze an Natursteinen oder der Ausbeutung ihrer Waldprodukte gesehen, die bei ihrem verhältnismäßig beschränkten Verbreitungsgebiet nicht zu größeren wirtschaftlichen Spekulationen verlockten. Vielmehr sah man die Bedeutung des Eilandes in seiner strategischen Lage. Solange nämlich die Union im vorigen Jahrhundert allein den mexikanischen Golf als ihr besonderes Interessengebiet betrachtete — als Vorbereitung für die heute zur Tatsache gewordene politische und wirtschaftliche Beherrschung des gesamten amerikanischen Mittelmeers — mußte ihr natürlich an der strategischen Beherrschung der Zugangsstraßen zu dem Golfe gelegen sein. Die Enge zwischen Key West und Havana war die eine, die Yucatanstraße zwischen der Westspitze Cubas und der Halbinsel Yucatan die andere, und es war daher ohne weiteres klar, daß man nicht nur eine Flottenstation in Key West, sondern eine solche auch an der Südküste Cubas anstrebte. Bei der ganzen Küstengestaltung daselbst mit den zahlreichen vorgelagerten Riffen, die schon vor Jahrhunderten manchen spanischen Expeditionen zum Verhängnis geworden sind, hatte man sein Augenmerk auf

die Isla de Pinos gerichtet, zumal die 1848 in Vorschlag gebrachte Annektierung Yucatans nie verwirklicht worden ist, ein Verhalten, das bei der ungünstigen hafenarmen Flachküste dieser Halbinsel ohne weiteres erklärlich ist. Der Plan eines Flottenstützpunktes auf der Isla de Pinos wurde dann nach dem Spanischen Kriege akut, der Cuba ganz den Vereinigten Staaten ausgeliefert hatte, ein leichter Sieg, der noch heute als die „Befreiung der Insel vom spanischen Joche" gefeiert wird. Im Jahre 1904 verzichteten die Vereinigten Staaten in dem "Isle of Pines Treaty" auf das Anrecht des Besitzes der Insel mit Rücksicht auf die Überlassung von Kohlen- und Schiffsstationen „auf der Insel Cuba". Dabei wurde aber ausbedungen, daß sämtliche auf der Isla de Pinos ansässigen Nordamerikaner in keiner Weise in ihren privaten Besitzungen geschmälert werden dürften und daß sie die vollkommen freie Verfügung über ihr Eigentum an Grund und Boden behielten. Ferner war festgelegt, daß sie nach ihrem Belieben dort Industrie und Handel ausüben durften. Wer die Gepflogenheiten der auswärtigen Politik der Union kennt, weiß, daß damit die Insel de facto zur Interessensphäre geworden war. Dann kamen aber die Ereignisse in Panamá, die nun auf einmal die Amerikaner zur Herrschaft über das Karibische und damit über das ganze Mittelmeer gelangen ließen. Anstelle des Schutzes der Verbindung zwischen seinen beiden Teilen, trat der dringendere nach Sicherung seiner Zugänge vom Atlantischen Ozean her. Damit verlor die Insel an ihrer aktuellen politischen Bedeutung. Die folgenden Jahre nutzten nun die nordamerikanischen Bewohner der Isla de Pinos insofern aus, als sie Farmbetriebe eröffneten und günstige Erfolge namentlich mit dem Anbau von Obst- und Gemüsesorten erzielten, deren Absatzgebiete bei der früheren Reife der Produkte die nordamerikanischen Märkte wurden, wobei der Transport über die Häfen Batabanó und Havana geht. Mit dem wachsenden Wohlstand der Pflanzer wurden die öffentlichen Einrichtungen nach amerikanischem Muster modernisiert, eine Radiostation eingerichtet, das Erscheinen einer in englischer Sprache geschriebenen Zeitung gesichert, die Filiale einer nordamerikanischen Bank eröffnet. Jetzt wirft man nun mit einemmal in Washington die Frage auf, ob die Union nicht doch ein Besitzrecht auf die Isla de Pinos habe, denn in dem 1904 geschlossenen Vertrage steht nur, daß die Vereinigten Staaten auf das „Recht des Besitztitels" (claim to title), nicht auf den Besitztitel oder das Eigentum an sich verzichten. Man hat aus den Verhältnissen der spanischen Zeit ersehen, daß das Eiland stets ein integrierender Bestandteil Cubas war. Wenn es so dem Anschein nach den Vereinigten Staaten leicht sein müßte, heute eine Lösung der Frage in ihrem Sinne zu finden, so stehen dem die früheren Äußerungen der nordamerikanischen Regierungen entgegen, die die Isla de Pinos als ein "foreign territory" bezeichneten und nicht als einen Teil der Union. Bedenke man die Größe des Streitobjektes, um das es sich handelt, so ist die Bedeutung der ganzen Angelegenheit eine untergeordnete. Aber sie gewinnt insofern an Interesse, als sie an einem kleinen Beispiel in typischer Weise die Praxis der Lösung auswärtiger Fragen in Washington zeigt.

In dem Hexenkessel politischer Unruhen Mexikos ist gegenwärtig ein Zustand der Beruhigung eingetreten, über dessen Dauer niemand auch nur Vermutungen zu äußern wagen wird. Dazu ist die Aufwühlung der Massen zu tief gewesen, als daß sie sich bei den schroffen sozialen Gegensätzen zwischen diesen und den höheren Klassen in absehbarer Zeit in friedlichere Bahnen lenken lassen würde. Und wenn das Problem, das ja auch der Alten Welt ganz geläufig ist, in Mexiko noch mehr kompliziert wird, so geschieht dies durch die damit verbundene Rassenfrage. Es handelt sich nicht bloß um die Frage des Gegensatzes zwischen einer an Zahl geringen Kaste sehr vermögender Besitzer, ausgedehnter Latifundien und armseliger im Frondienst dahinlebender Schuldknechte, sondern auch um den Gegensatz des Indio zum Mischling und des Ladino wiederum zum weißen im Lande geborenen Creolen. Man darf nicht übersehen, daß die Emanzipiation der Indios nicht bloß in Mexiko, sondern auch in Mittelamerika dauernd Fortschritte macht. Der Indianer sieht noch immer in den anderen Landesbewohnern die Fremden, die ihn mit seinem

ganzen komplizierten Seelenleben und seinem von dem europäischen so ganz verschiedenen Vorstellungskreis nie verstehen werden. Wenn irgendwo, dann beim unterdrückten Ureinwohner des Landes werden sich alle Bestrebungen wiederholt finden, die sich gegen die fremden Elemente richten, die den Indio unterdrücken. Nur eine ganz starke Persönlichkeit kann in diesen Wirren die Wege der Ordnung bahnen, wie es einst Porfirio Diaz tat. Dem neugewählten Präsidenten Calles steht eine schwere, aber hohe Aufgabe bevor, die ihren Kernpunkt in der Aufteilung der Ländereien finden wird. Die wirtschaftliche Krisis, die durch die letzte Revolution entstand, ist noch immer nicht beseitigt, wenn sich auch die Arbeitsbedingungen gebessert haben sollen. Aber eine fast ununterbrochene Revolution von 14 jähriger Dauer vernichtet die Arbeitsfreude, noch dazu bei einer an sich schon indolenten Bevölkerung natürlich völlig. Den Fremden im Lande erwächst dadurch die Pflicht, das gebotene Aufenthaltsrecht auch dazu zu benutzen, die Bestrebungen zu einer Besserung der inneren Verhältnisse zu unterstützen. Gerade unsere deutschen Landsleute sollten sich das angelegen sein lassen, wo ihnen drüben so hohe, ehrliche Sympathie entgegengebracht wird.

Auch in Südamerika hat es an zwei Stellen gegärt. Über den Aufstand in Chile sind unsere Leser bereits in einem besonderen Aufsatz des Novemberheftes unterrichtet worden, während über den Aufruhr in Südbrasilien noch immer keine sicheren Nachrichten zu erhalten waren. Wir hoffen aber auch die Leser mit den Verhältnissen dort in einem zusammenfassenden Aufsatz im nächsten Jahre bekannt machen zu können. Bei der ungeheuren Flächenausdehnung Brasiliens zieht eine derartige Revolte natürlich nur kleine Kreise, wenn man ihre örtliche Ausbreitung in Betracht zieht. Wenn diese aber dennoch in die Wirtschaft des Staates nicht unwesentlich eingegriffen hat, so ist diese Tatsache darauf zurückzuführen, daß sie ihren Ausgangspunkt und Hauptsitz gerade in den bedeutendsten wirtschaftlichen Zentren Brasiliens hatte. Immerhin ist die Bedeutung dieser Empörung innerhalb der Armee oder, wie sich neuestens zeigte, auch der Marine, nicht so weittragend wie die Bewegung in Mexiko. Das zeigt sich am besten wieder in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes. Wurde Ein- und Ausfuhr nebst der heimischen industriellen Produktion in Mexiko auf längere Zeit hinaus geschädigt und das ausländische Kapital zur Zurückhaltung auf dem mexikanischen Geldmarkt veranlaßt, so sehen wir in Brasilien im Gegensatz dazu namentlich englisches Kapital in die einheimische Wirtschaft stetig eindringen. So sind erst kürzlich die Kaffeeplantagen der sogenannten Cambucy Felder mit einer Ernte von 3 Millionen Pflanzen und Baumwolländereien in Minas-Geraes an englische Eigentümer übergegangen. Ein energischer Wettkampf zwischen den drei Konkurrenten auf dem brasilianischen Markt ist entbrannt, bestritten von den Vereinigten Staaten, England und Deutschland. Die ersteren haben allerdings noch immer das Übergewicht, denn ihr Export nach Brasilien überstieg in den ersten 8 Monaten dieses Jahres um über 12 Millionen Dollar jenen in der gleichen Periode des Vorjahres, wobei gesteigerter Kohlenbedarf Brasiliens eine wesentliche Rolle spielte. Für uns erfreulich ist die Tatsache, daß Deutschland wieder Geltung in der brasilianischen Wirtschaft erlangt. In der Belieferung mit Erzeugnissen der Eisen- und Stahlindustrie sowie der elektrischen Industrie steht es heute mit in erster Reihe, trotzdem seine Preise zum Teil höher sind als die seiner Konkurrenten. Ähnlich günstig liegen die Verhältnisse für Deutschland in Uruguay, dessen Ausfuhr nach der nordamerikanischen Union zugunsten Deutschlands zurückgegangen ist. Bei der engen Verflechtung von Wirtschaft und Politik in den amerikanischen Staaten, werden diese sich anbahnenden Umwandlungen ihre Wirkung auf die politische Einstellung derselben gegenüber Europa nicht verfehlen.

K. HAUSHOFER:

LITERATURBERICHT ÜBER DIE INDO-PAZIFISCHE WELT

Wäre nicht klar, welcher innere Zusammenhang zwischen erfolgreichem politischen Handeln und geopolitischem Wissen gerade an den Stellen bestehen muß, die der politischen Willensbildung ihre Richtung geben, es würde bei der Sichtung des kultur-politischen und wirtschafts-geographischen Schrifttums, sowie des staatswissenschaftlichen und neugeschichtlichen in bezug auf seinen geopolitischen Lehrgehalt offenbar werden; wenigstens ist das im indopazifischen Bereich an vielen Proben erweisbar.

Die praktische Erfahrung führt uns hier immer wieder russische und amerikanische Werke als epochemachend vor, englische und japanische ihnen dicht auf den Fersen folgend, europäisch-kontinentale aber in weitem Abstand, vielfach mit Wissen aus zweiter Hand durchsetzt: Zeichen des Verzichts, der lediglich fremdes Wollen passiv registriert. Wie schon Kjellén ihr vorwarf, begnügt sich die Wissenschaft in Mitteleuropa allzusehr damit, Registrator zu sein statt Generaldirektor; und die Beachtung ihrer Stimme in der Welt ist danach.

Von allem jüngst entstandenen Schrifttum geopolitischen Charakters kommt aus der Sphäre größter Dynamik, intensivster aktiver Beteiligung der geopolitischen Wissenschaft an der Neuverteilung der Macht auf der Erde ein Werk von Doliwo-Dobrowolski: „Das Problem des Stillen Ozeans“ (Tichokeanskaja Probljema. Büwschii Wojennüi Redakzionnüi Sowjet Moskau 1924). Leider war das Buch mir noch nicht bekannt, als ich meine „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ schrieb. Es hat einen Aufriß von großartigem Wurf. In sechs Hauptgebiete wird der Riesenraum übersichtlich gegliedert. Folgerichtig beginnt man mit der größten ausschließlich pazifischen Lebensform: Australien und Neu-Seeland, deren geopolitische Stärken und wehrgeographische Schwächen in Kap. 2 und 3 untersucht werden. Dann folgen die Länder um den Westeingang in den Stillen Ozean: mit einer Größe der wehrgeographischen Anschauung zusammengefaßt, wie sie etwa Vaughan Cornish in seiner “Geography of Imperial Defence”, London 1923, entfaltet. Es ist eine der besten wehrgeographischen und geopolitischen Skizzen der Umrandung des austral-asiatischen Mittelmeeres die ich kenne, deren wunde Stellen sonst von Angelsachsen wie Niederländern und Franzosen gleichmäßig mit Schleiern bedeckt werden, die nur Japaner und Chinesen gelegentlich lüften; Stellen, die aber den Sowjets, dank ihrer Politik der Kooperation mit den farbigen Kultur-Rassen, offenbar genau bekannt sind. Kap. 5 behandelt die chinesische und japanische Seegeltung, sehr richtig die intensive japanische Personalschulung betonend, die natürlich auch eine geopolitische Unterlage in der am meisten ozeanischen Großlebensform der Erde hat. Dann folgt die Inselwelt als Objekt der aufteilenden Zugriffe von außen her und die amerikanische Küste als Hauptausgangspunkt der Kräfte, die das pazifische Gleichgewicht stören. Endlich ein natürlich nicht vollständiger Literatur-Nachweis über den Stillen Ozean, deren annähernd vollständige Sammlung allein eine Lebensarbeit wäre.

Was aus dem ideenreichen Buch noch nicht hervorgeht, verrät die Einleitung von Pawlowitsch. Aber es hat auch den Mut der Wahrheit, und allein die Sowjets wagen es, den amerikanischen Imperialismus so zu zeichnen, wie er wirklich ist — eine Aufgabe, an der sich die europäischen Pazifisten mit verlegener Verlogenheit vorüberdrücken. Das Sowjetbuch nennt im Pazifik schwarz schwarz und weiß weiß; und wie immer man zu ihren Grundsätzen stehen möge — ihren unzweifelhaften Erfolg im Wiedergewinn der russischen Randstellung am größten Meere haben die Sowjetbünde nicht zuletzt der klugen Art wissenschaftlicher Vorbereitung und Durchdringung ihrer Politik zu verdanken. Davon ist dieses Pazifik-Buch eine Probe.

Zwei neuere deutsche Versuche, mit weitblickendem politischen Lehrzweck den größten Teil des Pazifik zu umfassen, sind: Colin Roß:

„Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik", Leipzig, Brockhaus 1925, mit 87 Abbildungen und 7 — nur dekorativen — Kartenskizzen, und Hans und Margarete Driesch: „Fern Ost", aus dem gleichen Verlage, mit 61 Abbildungen, 1 Plan und 1 Karte.

Beide sind viel reicher ausgestattet, als der inhaltreiche aber schmale Sowjetband auf seinem ärmlichen, dünnen Papier. Auch sie sind beide von einer ganz bestimmten Weltanschauung geleitet, der links-demokratischen, bei Colin Roß weniger, bei Driesch mehr pazifistisch gefärbt, und wenn man sich von vornherein über die Einseitigkeit solcher Information klar ist, dann tragen solche Bände sicher — durch Bereicherung der Einsicht, wie Anregung von Widerspruch — zur Erweiterung geopolitischen Wissens bei. Nur ist ein warnendes Aber voranzustellen: das Buch von Colin Roß, voll rascher, vielfach guter und treffender Beobachtung ist zu zweidimensional, zu sehr auf die packende Darstellung des Reiseschriftstellers hin gearbeitet, als daß es auch den nur manchmal gestreiften Tiefenwirkungen gerecht werden könnte. Und das ist schade, denn der Beobachter hätte wohl das Zeug dazu, vielleicht nicht die Zeit, die man ihm eben einmal lassen müßte. (Eine Kleinigkeit: die in jedem japanischen Haus vorkommende Bettnische, später als kleines Hausmuseum verwendet, mit einem oder drei Bildern, Vasen und Bronzen geschmückt, heißt Tokonoma, nicht Takemona — ein Wort, das sich zu oft wiederholt, um Druckfehler zu sein.)

Das Buch von Professor Driesch (das ja auch nur zu einem Drittel von ihm selbst, zu zwei Dritteln von seiner Gattin stammt) aber ist für die deutsche Ostasienkunde eine schmerzliche Enttäuschung. Denn sie durfte sich von dem ersten Niederschlag der Reiseerfahrungen eines Philosophen von Rang, der mit ungewöhnlichen Möglichkeiten in China das Wertvollste vom Wertvollen gerade über die Seele der sich wandelnden altchinesischen Kultur zu sehen und zu erfahren, mit allseitiger Unterstützung fast ein Jahr in China, im fernen Osten und in Amerika weilte, mehr und Tieferes erwarten. Wohl zeigt sich an einzelnen Stellen, was der Forscher an Einsichten für sich selbst nach Hause genommen haben mag. Aber was im Ganzen an zum Teil sehr flüchtigen Tagebucheindrücken, an allzu Persönlichem, wie in den Büchern früherer Diplomatenfrauen, zutage kam, das muß immer wieder erst von diesen einzelnen Stellen tieferern Wertes abgehoben werden und auch von der ausgesprochen parteipolitischen Tunke, die an das Ganze gegossen ist. (Auch hier stehen viele Sachirrtümer, von denen einige nicht unwidersprochen bleiben können: die mächtigen Holzsäulen in den Palästen der ersten Mandschu-Kaiser dürften nicht, wie bei M. Driesch geschrieben steht, in den „amerikanischen" Urwäldern gewachsen sein, aus denen zur Zeit der Baugeschichte der Verbotenen Stadt aber auch kein Schiff in chinesische Häfen fahren durfte. Im Machtbereich Kienlungs waren asiatische Urwälder genug, um diese Stämme als Tribut zu liefern, als welcher sie in gewaltigen Flößen über den Kaiserkanal nach Peking befördert wurden. Auch heute noch liefern Kirin, die Urwaldprovinz der Mandschurei, wie Yünnan und Szechuan, und vor allem die damaligen Vasallenländer Hinterindiens solche Stämme genug. Die Bilder im Tempel Chinon sind nicht aus einer Kato-Schule, die es nicht gibt, sondern aus der Kano-Schule.) Die nationale oder vielmehr parteipolitische Stellung der Urheber aber zeigt zur Genüge ein Satz, wie: „Subjektiv fühlte ich mich also moralisch genommen einem französischen Pazifisten verwandter, als einem Alldeutschen, intellektual gesprochen einem britischen Gelehrten verwandter, als einem deutschen Bauern oder Offizier; und endlich nach Seiten des Temperaments als Hamburger einem Schotten verwandter, als einem Bayern". — So ungeschminkte Werturteile quittieren Bayern, deutsche Bauern und Offiziere, sowie national denkende Männer mit der gleichen Ablehnung, und bewiesen ist damit nichts. Oder man erwäge die Verhimmelung amerikanischen Cants über „Civilisation" S. 298, der ohne jede Rücksicht auf die rüde Gewaltwirklichkeit der amerikanischen Politik gerade im Pazifik gläubig nachgebetet wird.

Gehen wir unter den Neuerscheinungen von den Zusammenfassungen weiterer Räume zur Darstellung in sich geschlossener geopolitischer Bildungen über, so hat ein erstes Recht auf Beachtung Kurt Hassert: „Australien und Neu-

eeland", Gotha-Stuttgart, Perthes 1924. Es ist eine völlige Erneuerung und Erweiterung der rühmlich bekannten Landeskunde und Wirtschaftsgeographie des Festlandes Australien, die nun auch Neu-Seeland in sich schließt, in gedrängter und doch übersichtlicher Form, mit einer fast vollständigen Übersicht des Schrifttums. So ist diese Art der Darstellung gerade das, was man als Unterlage eigener geopolitischer Urteilsbildung von der Hand des erfahrenen, land- und menschenkundigen Verkehrs- und Wirtschaftsgeographen als Standwerk braucht; sie dürfte in keiner Bücherei fehlen, die praktisch oder theoretisch mit der Geopolitik Australiens zu tun hat, und müßte zur Hand eines jeden ernsthaft zu nehmenden Lehrers der Erdkunde liegen.

William Pember Reeves: „State Experiments in Australia und New Zealand." 2 Bände, 2 Karten. Neudruck von 1923. London, George Allen and Unwin.

Ein 1902 zuerst erschienenes, zu Unrecht halb vergessenes Buch über die Eigenart der soziologischen Struktur von Australien tritt in einem eleganten Neudruck vor den Leser, ist aber für den geopolitisch Ungeschulten nicht ohne Fallgruben. Denn es ist eben eine Bestandsaufnahme um die Jahrhundertwende, um die es sich handelt, und größer wäre das Verdienst des Verlages gewesen, wenn er die einst so wertvolle Arbeit (wie Perthes die von Hassert) auf den Stand von heute nachgeführt hätte. So aber fehlt uns bedauerlicherweise die Vergleichsmöglichkeit etwa mit Gregory oder Griffith Taylor, die das letzte Vierteljahrhundert mit ihrer Arbeit überbrückt haben.

Wohl ist der Bundesdistrikt, ist Canberra in die Karte eingefügt, auch vieles andere, was seither geopolitisch in den Vordergrund gestellt worden ist. Aber was wir nun wissen wollen, das ist, wie sich jene Experimente in der Praxis bewährt haben, vor allem, wie sich der Gedanke des Weißen Australien, im ersten und letzten Kapitel des Buches erörtert, äußerlich und innerlich im pazifischen Kraftfeld zu behaupten wußte. Kap. 1 des 1. Bandes und Kap. 2 des 2. Bandes sind die geopolitisch aufschlußreichen.

Es ist bewundernswert, welcher divinatorische Weitblick in einigen der großen englischen geographisch-geopolitisch gerichteten Arbeiten um die Jahrhundertwende steckte, und schmerzlich, wie wenig gerade diese Seite englischer politischer Voraussicht in Deutschland bekannt wurde, namentlich auch in sozialistischen Kreisen, denen die geopolitische Urteilskraft des australischen und neuseeländischen Sozialismus „ohne Doktrinen" viel zu sagen hätte.

Das Buch hat uns viel zu lehren, so z. B., wenn auf Seite 2 und 3 die glückliche Fügung geschildert ist, daß die Niederlande ihre Chancen ebenso unbeachtet ließen, wie Ostasien selbst, weil Australien sein Gesicht nach Süden und Osten auf den Pazifik wies, dagegen seine wenig ansprechende Rückseite gegen das niederländische Kolonialreich, welcher psychologische Unterschied eben zwischen der schlichten Pflichterfüllung eines Abel Tasman und der dämonischen „Vision" eines Cook bestand, und warum aus der britischen Volksseele des achtzehnten Jahrhunderts heraus der neue Kontinent, das „Riesen-Atoll" zur Raumreserve des britischen Weltreichs wurde. Was uns geopolitisch am meisten an dieser Raumreserve anzieht, ist in den beiden Anfangs- und Schlußkapiteln zum Teil so ausgezeichnet beschrieben, daß das Buch trotz einzelner überholter Abschnitte zeitlosen Wert behält.

Der Besiedelungs-Vergleich Australiens mit Europa auf S. 27 gehört zu den überzeugendsten volkstümlichsten Schilderungen dieser Art, die wir kennen; Fallen der Geburtenziffern, Überwiegen der städtischen Bevölkerung, Sinken der britischen Einwohnerzahl leiten zu den sozialen Problemen über; der Luxusbetrieb der Weiträumigen steht aber überall dahinter, und macht die Exempel unvergleichbar für unsern engräumigen Weltteil ebenso wie der beständige Kampf um Wasser, und endlich die Furcht vor dem Druck der farbigen Menschenflut, der gelben, braunen und schwarzen, wenn die dagegen aufgerichteten überhöhten Dämme einmal brechen sollten. In einem halben Jahrhundert hat Australien allein den Goldschatz der Welt um 460 Millionen £ vermehrt: um mehr als 9 Milliarden Goldmark! So konnte der Boden der Kolonien mit Gold gedüngt werden, so daß seine Pflege sogar über die schlimmsten Durststrecken und Durstperioden hinwegkam, und man

sich Luxusgüter für alle Monopolbesitzer daran leisten konnte, die andern Orts auf der Erde nicht erreichbar sind.

Das darf nie vergessen, wer australische Soziologie treibt; und sicher ist William Pember Reeves ein ausgezeichneter Ausgangspunkt für solche Studien. Er ist es auch für die Geschichte der Fremden-Ausschließungsbewegung, mit ihrem früh (1885 schon) aufgetretenen Instinkt zur Erhaltung eines „Weißen Australien" als Raumreserve der Angelsachsen, die nun aber nicht mehr die zum Boden zurückstrebende Kraft haben, ihn mit den zumeist benötigten ländlichen Besiedlern zu füllen.

Einen der überdrängten Gegenspieler-Räume des farbigen Süd-Ost-Asien schildert mit glücklichem Griff: Charles E. Russel und E. B. Rodriguez: The Hero of the Filipinos. London, George Allen und Unwin 1924. Die Geschichte eines der genialsten Malaio-Mongolen, erweitert zu der im Hintergrund seiner persönlichen Tragödie riesengroß aufgerissenen Tragödie seiner Rasse und seines Volkes auf einer der von der Natur am meisten zum Glück bestimmten Inselfluren der Erde, versucht Ch. E. Russel dem Westen menschlich so nahe zu bringen, als solche Schicksale über einen allerengsten Kreis hinaus überhaupt verstanden werden können. Voraussetzung ist wohl, daß man mindestens zwei verschiedene Kulturen so gründlich kennt, so frei über ihnen steht, daß man gegen beide gerecht sein kann, wohl auch, daß man nicht von einer Eingeschworenheit auf bestimmte politische Lehren, wie Russel im Verhältnis zur alleinseligmachenden Demokratie, so sehr beherrscht werde, daß man nicht von ihnen loskommt. Denn obwohl er in andern Werken der amerikanischen Demokratie bittere Wahrheiten über ihre Sünden gegen die Philippiner sagt, ist er doch selbst von ihrer Einseitigkeit gegenüber den Spaniern beherrscht. So vergißt er, daß eben doch der Josè Rizal, die sensitive, hochfliegende Künstlernatur, eine der am meisten aristokratischen Erscheinungen der neueren Geschichte ist; wie auch einer der besten Beobachter, Jensen, gerade seiner Rasse den „virilen Adel" nachrühmt, der sie vielleicht veranlaßte, nach der Abschüttelung der spanischen Herrschaft die spanische Kultur im wesentlichen der angelsächsischen vorzuziehen. Und wenn der Amerikaner auf S. 24 von den „Records of the Congo (Gräuel der Belgier), of Dr. Peters in South Africa, of the Germans in the South-Seas" spricht, so hätte er viel näherliegende Beispiele am erwiesenen Auftreten seiner eigenen Rasse in der Südsee, und in allerjüngster Zeit im Pendschab, wo nacktes Auspeitschen, die berüchtigte Kriech-Verfügung, Bombenwürfe auf Volksversammlungen, Haftbarmachen aller Eltern für Entrinnen ihrer Söhne von dem sogenannten freiwilligen Kriegsdienst im Weltkrieg gerichtsnotorisch wurden. Es steht Amerika schlecht, gerade jetzt in hohen Tönen von dem Unheil zu sprechen, das den dunkelfarbigen Kindern der Erde durch mangelhafte psychologische Einstellung auf sie zugefügt wurde.

Das sind einige kleine Vorbehalte, die wir gegenüber einer der besten Schilderungen süd-malaio-mongolischer Eigenart machen müssen, ehe wir sie als völker-psychologisches Beweisstück erster Ordnung unsern Lesern empfehlen. Der Nationalheld der Philippinen hat sehr viel chinesisches Blut von beiden Eltern und ist typischer Malaio-Mongole mit den Vorzügen beider alter Herrenrassen.

„In den Mündungen der Kanonen, nicht im Intellekt, im Geist und Genie lag Spaniens Prestige." — Gewiß. Aber liegt nicht das Prestige der Vereinigten Staaten im Pazifik in den gleichen schlagenden Gründen? Die Darstellung von Rizals Stellung zum Rassenproblem, auch der Anhang, den F. Blumentritt dazu geschrieben hat, gehört zum Feinsten an Beobachtung über dieses Thema und die Auffassung der horizontalen, sozialen Strata im Gegensatz zur vertikalen Rassenscheidung überhaupt.

Es ist nicht möglich, hier den Einzelheiten dieses Lebens zu folgen, das, obwohl schon mit 36 Jahren durch spanische Kugeln beendet, die Philippinen mit einer nationalen Widerstandskraft durchglühte, die von seinem amerikanischen Biographen der Leistung Washingtons für den amerikanischen Norden, Bolivars und San Martins für den Süden, Garibaldis und Mazzinis gleichgestellt wird.

Vom Tod Josè Rizals bis zur Übergabe von Manila waren es $20^1/_2$ Monate. Heute ist er der

Nationalheilige der Philippinen. Es gibt kaum ein Dorf, das nicht ein Denkmal, eine nach ihm benannte Straße hätte, und sein Leben beweist jedenfalls das Eine, daß der malaio-mongolischen Rassenmischung nach einem $3^1/_2$ Jahrhunderte währenden Ringen um Auslese die höchsten Güter der Menschheit erreichbar sind, und daß auch ihren heutigen Beherrschern früher oder später nichts anderes übrig bleiben wird, als sich die Philippinen entweder als vollwertigen Teilstaat einzugliedern mit unabsehbaren Folgen für die künftige Rassenzusammensetzung der Vereinigten Staaten selbst oder ihnen die volle Freiheit zu geben, für deren Idee Rizal gefallen ist.—

Es ist ein großes, auch geopolitisches Verdienst des Rotapfel-Verlags Erlenbach, Zürich, daß er sich in zahlreichen Schriften über den indischen Tribun-Propheten bemüht, nicht nur die erklärende Arbeit Romain Rollands, sondern auch Gandhis Originale in guten deutschen Übersetzungen breiteren Schichten in Mittel-Europa zugänglich zu machen. Dazu gehört vor allem das Buch: Mahatma Gandhi: „Jung Indien". München-Leipzig 1924. Sicher ist Gandhi die christusähnlichste Persönlichkeit der heutigen Menschheit, und dennoch ein bodenbestimmter Inder, der nicht aus seiner Haut fahren kann. Es gibt kaum ein öffentliches Dokument unserer Zeit, das mehr an Gedankengänge der Bergpredigt erinnert, als Gandhis Verteidigung vor seinem anglo-indischen Richter, kaum etwas, das mehr an die Rolle des Pontius Pilatus gemahnt, als dessen Einleitung zu seinem Schuldspruch. So mögen seine Aussagen über unsere Weltzustände in Vereinigung mit erdgebundenen Hemmungen sicher Ewigkeitswerte in sich tragen. Hier eine knappe Stegreif-Auswahl für unsere Wissenschaft:

S. 2: „Der Friede, der ein Dauerfrieden hätte sein sollen, ist nur dem Namen nach ein Friede. Es zeigt sich immer mehr, daß dieser Krieg, der den Mahabharata-Krieg bei weitem übertraf, nur ein Vorspiel zu einem noch viel größeren Krieg bedeutet". (Anspielung auf Asiens Befreiung.) — S. 21: „Eine bedingte Unterstützung ist wie ein verdorbener Zement, der nicht bindet". — S. 40 ff. die Schilderung der Non-Violenz, in deren Fragen Gandhi nun den praktischeren Swaraj-Führern gegenüber, wie in der Frage des Nichtanteilnehmens an der Regierung, so völlig hat kapitulieren müssen, womit sie aus dem religiös-agitatorischen Stadium in das der praktischen Durchführung getreten ist. Dennoch wird man den indischen erdbestimmten Lokalcharakter der Lehren nicht übersehen dürfen. „Passiver Widerstand", in unseren Breiten, aus dem Temperament der nordischen Rassen heraus unmöglich, war schon dort kaum durchzuführen, wo Landesnatur und Volkscharakter ganz anders auf ihn einstellbar sind. — Auf S. 91 spricht sich G. schroff über die Zustände in Europa aus: „Satans Reich sei über Europa gekommen; Deutschland aber habe wenigstens den scheinheiligen Humbug vermieden, mit dem die Alliierten ihre Handlungen beschönigten." Der Inder kommt dabei zu günstigeren Auffassungen über Deutschland, als Professor Driesch. — Auf S. 150 sagt er, England sei dem Mammon verfallen. S. 256 ist uns wertvoll wegen ihrer Begründung der Notwendigkeit eines Symbols, einer Flagge für alle Völker, wofür Gandhi in Indien weiß-grün-rot und das nationale Spinnrad (Charka) durchsetzen möchte, während die Sikhs noch ihr Schwarz dabei haben wollen. Auch hier also eine Flaggenfrage! S. 336 bringt noch einmal den scharfen Gegensatz zur Reichszentrale „die Sucht nach fremden Kleidern hat uns Fremdherrschaft gebracht, und Manchester, Moden, West-Demokratie", was uns an die Äußerung in William Mc Dougall: „Ethics and some modern World Problems", London 1924 erinnert: „Lancashire fühlt bereits den Wettbewerb der Baumwollspinnerei in Indien, China und Japan, und wird ihm unter jeder Regierungsform mit steigendem Ernst begegnen."

Ist hier der weltwirtschaftlich letzte Grund unversöhnbarer Gegensätzlichkeit gestreift, so bringt S. 370 bis S. 379 den stolzen Appell zum Aufgeben der Furcht vor dem Tode und der Gewalt, — den letzten Grund der Furchtlosigkeit, mit der die an sich weichen Massen Südostasiens über die Fremdgewalt hinweg dem Selbstbestimmungsziel entgegendrängen. Eigene Erwähnung verdient endlich noch das ausgezeichnete Sachregister und ein paar schöne Einzeldarstellungen, wie S. 151 bis 152 die Gegenüberstellung von Volksherrschaft und

Pöbelherrschaft; S. 185: was englisches Raj für Indien bedeutet, S. 203: „Nationen entstehen aus Arbeit und Leiden . . .“ S. 263 das treffende Canning-Citat: „Ein Wölklein, groß wie eines Mannes Hand, das an dem blauen und heiteren Himmel Indiens erscheint, könne jeden Augenblick eine Ausdehnung annehmen, die niemand erwarte, und keiner vermöge dann zu sagen, wann das Unwetter losbreche.“ Und endlich S. 293: „Die Kulturen aller Länder sollen mein Haus ungehindert umwehen, keine aber soll mich von meinem Mutterboden losreißen.“

In ganz anderer Form hat der Volks-Erzieher-Verlag Berlin-Schlachtensee 1924 durch Zakir Husain und Alfred Ehrenreich: „Die Botschaft des Mahatma Gandhi“ herausgeben lassen. An diesem knapperen Auswahlband, der eine schlichte, aber überzeugende Übersetzung mit recht guten Textanmerkungen bringt, scheint mir die vortreffliche zusammenfassende Einleitung von Zakir Husain das geopolitisch Wertvollste. Sie zeigt vor allem, welche Kraft der indischen Bewegung dauernd aus dem Bewußtsein ihrer Bodenständigkeit, ihrer Ablehnung des krankhaft Internationalen bei aller erhabenen Menschlichkeit zuströmt, und wie stark sie dadurch wird; wie sehr in diesem Falle rassenzusammenschließende Mächte tätig und wirksam sind, gegenüber den rassenzersetzenden in Europa, und wie sogar ein so alter Konflikt, wie der Hindu-Islam-Gegensatz, dadurch wenigstens zeitweise überbrückt werden kann. Aber: „Ehre die Mutter, die Heimaterde . . .“ und nicht „verachte sie zugunsten internationaler Proletarier-Zusammenhänge“, singt eben auch der indische Revolutionär! Gandhi ist inzwischen in die keinem Tribunen ersparte Krisis eingetreten, wo das visionär und agitatorisch von ihm Verkündete körperhaft werden und durch alle Wehen der Körpererlangung hindurchgehen muß. Dennoch ist er als erdgeborner Typ vielleicht immer noch der lehrreichste Inder für uns, gerade weil er sich von seimem Heimatboden so weit zu allgemeiner Menschlichkeit losgelöst hat, als es dem indischen Menschen heute überhaupt möglich ist, wenn er Inder bleiben will, wie Gandhi.

St. Kramrisch: Grundzüge der indischen Kunst, Dresden-Hellerau, Avalun-Verlag 1924, gibt im Spiegel der indischen Kunst eine der reifsten und edelsten Schilderungen der indischen Volkspersönlichkeit in ihrer Erdgebundenheit, wie ihrer geschichtlichen Durchbildung, die wir kennen. Das Buch zeigt die Zusammenhänge zwischen raum- und bodenbestimmten Zügen der Volksseele und ihrem Ausdruck in der Kunst, den es durch ein reiches und gewähltes Bildermaterial der eigenen Anschauung des Lesers zur Verfügung stellt. Es gibt zahlreiche Prachtwerke über indische Kunst mit zum Teil ausgezeichneten Aufnahmen, aber es ist keines darunter, das so klar und bestimmt diese Kunst in den Dienst der Völkerpsychologie und damit auch der praktischen Völkerkunde stellt, jenes Teils der angewandten Völkerkunde, den uns die Anthropologie noch vielfach schuldig geblieben ist. So sind wir dankbar, wenn wir ihn von der Kunstwissenschaft empfangen und begrüßen deshalb so sehr diese Erscheinung, bei der unser Gebiet ja doch nur eine Nebenwirkung erhält, eine vielleicht ungewollte, unabsichtliche, die aber eine Vorstellung vom Werte des ganzen Werkes auf seinem eigentlichsten Arbeitsfelde geben mag.

LITERATURNEUIGKEITEN
FRANKREICH
AUG./DEZ. 1924

1. ALTE WELT:

Aulneau, J., Le Drame de l'Allemagne. F. Alcan. 10 fr.

Baudhuin, Fernand, Le Capital de la Belgique et le rendement de son industrie avant la guerre. R. Fonteyn. 15 fr.

Bardoux, Jacques, Ramsay Macdonald. Plon-Nourrit et Cie. 5 fr.

Célarié, Henriette, Un mois en Algérie et en Tunisie. Libr. Hachette. 15 fr.

Divers. La Politique coloniale de la France. F. Alcan 9 fr.

Germain, José et **Faye**, Stéphane, Le Nouveau Monde français: Maroc, Algérie, Tunisie. Plon-Nourrit et Cie. 7.50 fr.

Goutant Siron, comte R. de et **Le Révérend**, L., D'Angora à Lausanne. Les Etapes d'une déchéance. Plon-Nourrit et Cie. 10 fr.

Guilbeaux, Henri, Le Portrait authentique de Vladimir Ilitch Lenine. Libr. de l'Humanité. 7.50 fr.

Ferdinand-Lop, S., Les Ressources du domaine colonial de la France. Dunod. 6.50 fr.

Joly, Henri, Les Crises sociales de l'Italie. Perrin et Cie. 7.50 fr.

Lachapelle, Georges, Elections législatives du 11 mai 1924. Résultats officiels. G. Roustan. 10 fr.

Lhéritier, Michel, Tours pendant la guerre. 1914—1919. A. Costes. 25 fr.

Louis, Paul, Le Syndicalisme français d'Amiens à Saint-Etienne. (1906—1922). F. Alcan. 10 fr.

Kessel, J. et **Suarez**, G., Au camp des vaincus, ou la critique du 11 mai. Nouvelle Revue Française 7.50 fr.

Mangin, général, Regards sur la France d'Afrique. Plon-Nourrit et Cie. 7.50 fr.

Martinot Dubary, S., Une excursion en Corse, suivi de Une vendetta. M. Vigné. 2.50 fr.

Mainguy, Maurice, Le Problème des salaires en Allemagne depuis la guerre. G. Roustan. 12 fr.

Meynier, colonel O., A propos du chemin de fer transsaharien. Tactique saharienne et engins modernes. Berger-Levrault. 3 fr.

Moukhtar Pacha, Général M., La Turquie, l'Allemagne et l'Europe depuis le traité de Berlin jusqu'à la guerre mondiale. Berger-Levrault. 9 fr.

Parisot, Robert, Histoire de Lorraine. A. Picard. 8 fr.

Pic, Paul, Syrie et Palestine. Ed. Champion. 20 fr.

Proust, Louis, Visions d'Afrique. A. Quillet 18 fr.

Reuss, Rudolphe, La Grande fuite de décémbre 1793 et la situation politique et religieuse du Bas-Rhin de 1794 à 1799. Libr. Istra. 20 fr.

Regismanset, François et **Rouget**, Ce que tout Français devrait savoir sur nos colonies. E. Larose. 5 fr.

Seillière, Ernest, Les Pangermanistes d'après guerre. F. Alcan. 7 fr.

Tauxier, Etudes soudanaises. E. Larose. 20 fr.

Weill, Georges, Histoire du mouvement social en France. F. Alcan. 25 fr.

2. INDO-PAZIFISCHE WELT:

Besnard, Albert, L'Homme en rose (Inde). E. Fasquelle. 6.75 fr.

3. ATLANTISCHE WELT:

Arnaud, Georges, Géographie générale, Amérique, Australasie. Libr. A. Golin. 6 fr.

Ernest-Robert, Canada français et Acadie. P. Roger et Cie. 10 fr.

Fuhrmann, O. et **Mayor**, Eugène, Voyage d'exploration scientifique en Colombie. V. Attinger. Br. 100 fr., rel. 130 fr.

Gerbault, Alain, Seul à travers l'Atlantique. B. Grasset. 7.50 fr.

Jaray, G. L., et **Hourticq**, L., De Québec à Vancouver. A travers le canada d'aujourd'hui. Libr. Hachette. 8 fr.

Rabasa, Emilio, L'Evolution historique du Mexique. F. Alcan. 12 fr.

N...—, Guide de la colonisation au Togo. E. Larose. 8 fr.

Wavrin, marquis de, Au centre de l'Amérique du Sud inconnue. P. Roger. 10 fr.

4. SYSTEMATISCHES UND ALLGEMEINES:

Bert, José, L'Alcool. Edit. Spes 5 fr.

Blanchard et Faucheur, Cours de géographie. La France et ses colonies. L'Europe et les grands pays du monde. Libr. Gedalge 10 fr

Busson, H., Fèvre, J., Hauser, H., Les Principales puissances d'aujourd'hui. F. Alcan. 15 fr.

Cabrero, L., La Misère des Nations. Berger-Levrault. 10 fr.

Carpenter, A. F. B., L'embouteillage de Zeebrugge. Payot. 10 fr.

Dufestre, Cdt. H., La Guerre mondiale 1914-1918. Berger-Levrault. 5 fr.

Ebray, Alcide, La Paix malpropre. Societé Editrice Unitas. 35 fr.

Gompers, Samuel, Ligue de nations ou Ligue de financiers? Payot. 5 fr.

Granger, Ernest, Les Races humaines. Libr. Hachette. 2.50 fr.

Jaurès, Jean, Histoirie socialiste de la Révolution française. T. 8. Le Gouvernement révolutionnaire. Libr. de l'Humanité. 15 fr.

Jouhaux, Lebey, Le Foyer, Lévy-Bruhl, Longuet, Percin, général, Renard, Van der Velde. Jaurès et ses contemporains. Chiron. 7.50 fr.

Lanux, Pierre de, Eveil d'une éthique internationale. Libr. Stock. 7.50 fr.

Marchand, A., Les Chemins de fer de l'Est et la guerre de 1914-1918. Berger-Levrault. 40 fr.

Mahan, capitaine de vaisseau, Stratégie navale. L. Fournier. 35 fr.

Masaryk, Les Problèmes de la démocratie. M. Rivière. 6 fr.

Millot, A., Les Mandats internationaux. E. Larose. 25 fr.

Monteil, colonel, Quelques feuillets de l'histoire coloniale. Les Rivalités internationales. Soc. d'Editions géographiques, maritimes et coloniales. 9 fr.

Olphe-Galliard, Histoire économique et financière de la guerre 1914-1918. M. Rivière. 30 fr.

Pignatel, Fernand, Jaurès, par ses contemporains. E. Chiron. 7.50 fr.

Romains, Jules, Europe. Van den Berg et Enlart. 40 fr.

Seignobos, Charles, Histoire politique de l'Europe contemporaine: Evolution des partis et des formes politiques (1814-1914). Libr. A. Colin. 35 fr.

Un Africain. Manuel de politique Musulmane. Bossard. 7.50 fr.

Verantwortlich sind: Dr. F. Hesse. Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Prof. Dr. K. Haushofer, München, Arcisstraße 30 / Prof. Dr. E. Obst, Hannover. Geibelstraße 24 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Dr. Selle & Co. A.-G., Berlin SW 29, Zossener Straße 55

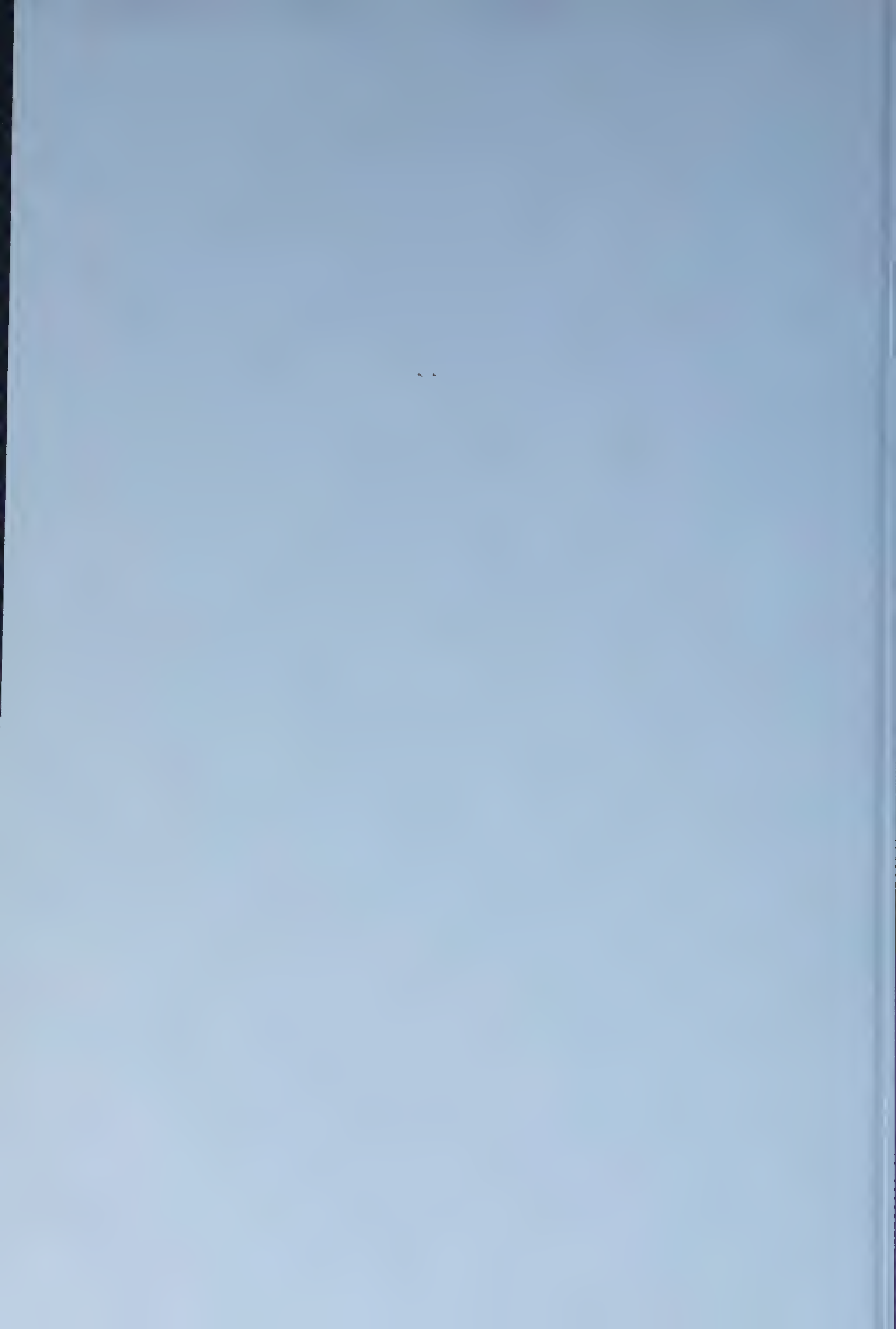
AUTOREN- UND LÄNDERREGISTER
für den
Jahrgang 1924.

A.

B.

C.

D.





J.

K.

L.

M.

N.



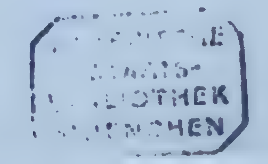
O.

P.

R.

S.







REGISTER

ZUM XII. JAHRGANG 1935 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON HANS HUMMEL.

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J. B: Berichterstattung.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 500*: auf S. 500 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 500**: auf S. 500 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

